



„Es gibt keinen gerechten Krieg“

Diskussion über die Friedensethik und ihre Umsetzung



Das Ringen um Frieden im Team

In der Gemeindeberatung helfen Profis wie Birgit Jürgens bei Auseinandersetzungen in kirchlichen Teams



„ ... und Frieden auf Erden“

Zu Friedensethik in unruhigen Zeiten

Eine Umfrage zu einem kurzem Satz

Frieden ist nicht die Abwesenheit von Krieg, SONDERN ...



„ ... Menschen, die glücklich sind, Familie und Freunde zu haben, sich gegenseitig zu unterstützen und zu lieben.“
Stefanie Kleine Kruthaup (30 Jahre), Mitglied der Kreissynode Oldenburger Münsterland, Vorsitzende Kreisjugendausschuss, Damme

„ ... die Gestaltung von Nächstenliebe.“
Wolfram Amelung (61 Jahre), Lohne



„ ... dass Menschen sich so lange in die Augen gucken, bis sie sich als Geschöpfe Gottes erkennen und friedlich miteinander leben.“
Fridtjof Amling (52 Jahre), Mitglied der Kreissynode Oldenburger Münsterland, Pfarrer in Dinklage

„ ... sollte der Normalzustand sein.“
Karin Puche (71 Jahre), Vechta



„ ... die Sehnsucht der Menschheit.“
Klaus Stege (73 Jahre), Lohne

„ ... Gerechtigkeit.“
Andreas Pauly (53 Jahre), Mitglied der Kreissynode Oldenburger Münsterland, Pfarrer in Cloppenburg



„ ... ein friedvolles Miteinander aller Menschen, ist die Zufriedenheit eines jeden Einzelnen mit seiner Umwelt und sich selbst.“
Waltraud Varelmann, Mehrgenerationenbeauftragte in Goldenstedt

„ ... wenn die Ärmsten der Armen eine Lobby in den Parlamenten der Industrienationen haben.“
Christian Jaeger (52 Jahre), Pfarrer in Lohne



„ ... die Einigkeit mit den Menschen, mit Gott und sich selbst.“
Jutta Grohs (88 Jahre), Lohne

„ ... Frieden ist nicht zum Nulltarif zu bekommen.“
Joachim Scholz (75 Jahre), Lohne



„ ... ein riesiger, sensibler Luftballon, den alle Menschen mit ganzer Kraft festhalten und behüten müssen, da er ansonsten davonfliegt oder zerplatzt.“
Tim Harms (21 Jahre), Vorstand Evangelische Jugend Oldenburg (Beisitzer), Oldenburg

„ ... der Prozess des Friedens muss in uns selbst beginnen.“
Susanne Thewes (56 Jahre), Lohne

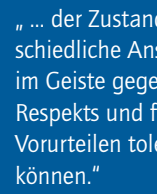


„ ... Verständnis, Hilfsbereitschaft und Anteilnahme für die Leute, die vor dem Krieg fliehen.“
Hubert Franzke (82 Jahre), Lohne

„ ... die gute Zusammenarbeit der Menschheit.“
Marie-Christin Harfst (15 Jahre), Evangelische Jugend Oldenburg, Friedrichsfehn



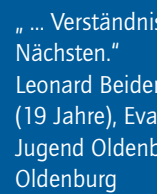
„ ... man muss den Frieden jeden Tag aufs Neue erarbeiten.“
Gerda Wulff (69 Jahre), Lohne



„ ... der Zustand, unterschiedliche Ansichten im Geiste gegenseitigen Respekts und frei von Vorurteilen tolerieren zu können.“
Wilfried Vahlsing (71 Jahre), Lohne



„ ... der Anfang vom Paradies.“
Armgard Bergmann (72 Jahre), Lohne



„ ... Verständnis für den Nächsten.“
Leonard Beiderwieden (19 Jahre), Evangelische Jugend Oldenburg, Oldenburg



Melanie Thiel de Gafenco hat die Menschen befragt.



Über die Friedensethik und ihre Umsetzung diskutierten der Sozialethiker Professor Dr. Volker Stümke von der Führungsakademie der Bundeswehr, Pastor Hannes Menke von der Norddeutschen Mission sowie Peter Tobiassen vom Evangelischen Bildungswerk Ammerland, der ehrenamtlich auch im Vorstand des Forums Ziviler Friedensdienst tätig ist.

Mehr auf den Folgeseiten

Menschen lieben und hassen mit ihrer Religion im Gepäck. Manche werden zu Friedensstiftern, andere zu Mördern. Wie kommt das? Auf diese Frage versucht Britta Baas in ihrem Beitrag „Kann Religion Frieden?“ eine Antwort zu geben.

Mehr auf den Seiten 18 bis 19



„Frieden beginnt am Frühstückstisch“, hatte Hanns Dieter Hüsch einmal formuliert. Aus dieser Sicht stellt die Reportage „Wenn zwei sich streiten“ Projekte und Angebote aus der Region zu Streit-schlichtung sowie zu Gewaltfreier Kommunikation vor.

Mehr auf den Seiten 25 bis 28



Editorial



*Liebe Leserinnen,
liebe Leser,*

„die Erde erinnert an eine in der Schwärze des Weltraums aufgehängte Christbaumkugel. Dieses schöne, lebende Objekt sah so zerbrechlich, so zart aus. Ein solcher Anblick muss einen Menschen einfach verändern, muss bewirken, dass er die göttliche Schöpfung und die Liebe Gottes dankbar anerkennt.“ So beschrieb James Irving, US-amerikanischer Astronaut und Pilot der Mondlandefähre auf der Apollo-15-Mission, seine Eindrücke. So zart und zerbrechlich wie die Erde ist auch der zugesagte „Frieden auf Erden“, der von den Engeln in der Weihnachtsgeschichte verheißen wird. Er ist Zusage und Ansporn zugleich.

Das wird in den Beiträgen dieser Ausgabe von „horizont E“ deutlich. Über die aktuelle Zeitansage hinaus dienen sie zugleich als Einstimmung auf den Prozess über die Friedensethik, der im kommenden Jahr in unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg beginnen soll. Die Synode der oldenburgischen Kirche wird sich im Mai mit einem Thementag der Friedensethik widmen und den Diskussionsprozess dazu auf den Weg bringen.

Bereits jetzt wünsche ich Ihnen im Namen des Redaktionskreises eine anregende und einstimmende Lektüre.

Hans-Werner Kögel

Ihr Hans-Werner Kögel

Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:

Britta Baas, Fritz Baltruweit, Stefan Bohlen, Renke Brahms, Anke Brockmeyer, Michael Eberstein, Fernando Enns, Olaf Grobleben, Dirk-Michael Gröttsch, Uwe Haring, Jan Janssen, Detlef Junker, Kerstin Kempermann, Hans-Werner Kögel, Torsten Nowak, Olaf Grobleben, Ute Packmohr, Sigurd Rink, Bärbel Romey, Dieter Sell, Melanie Thiel de Gafenco, Antje Wilken und Theodor Ziegler

Bildnachweise:

action press, Frits Ahlefeldt/pixabay.com/CCO, Britta Baas, Hagen Berndt, André D Conrad/CC0 Public Domain, Bill Ebbesen/CC0 Public Domain, Familien-Bildungsstätte Delmenhorst/Oldenburg-Land, Dirk-Michael Gröttsch, Uwe Haring, Imperial War Museum (iwm)/non-commercial licence, Kerstin Kempermann, Hans-Werner Kögel, Orca-

Institut, pixabay.com/CC0 Public Domain, Bärbel Romey, Andy Roo/CC0 Public Domain, Rowland Scherman/CC0 Public Domain, Jens Schulze, Dieter Sell, Melanie Thiel de Gafenco, U.S. Studies Online, Antje Wilken sowie Privatfotos

Fotomontage/Titel: Hans-Werner Kögel

Gestaltung: ah!design, Andrea Horn, Hannover

Anschrift:

„horizont E“
Philosophenweg 1
26121 Oldenburg,
presse@kirche-oldenburg.de
www.kirche-oldenburg.de

Druck:

Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Suche nach dem „Dritten Weg“	Seite 07
An(ge)dacht	Seite 09
Friedensethik in konfliktreicher Zeit	Seite 10
Waffen und Flucht	Seite 16
„We Shall Live In Peace“	Seite 20
Zoff am Gartenzaun	Seite 23
Gerechtigkeit schaffen	Seite 24
Wenn zwei sich streiten	Seite 25
Das Ringen um Frieden im Team	Seite 29

„Es gibt keinen gerechten Krieg“

Diskussion über die Friedensethik und ihre Umsetzung



Sozialethiker Professor Dr. Volker Stümke von der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg

Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein, stellte der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) 1948 in Amsterdam fest. Und doch sei er als letztes Mittel möglich, um Schlimmeres zu verhindern, hat die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) in ihrer Friedensdenkschrift 2007 festgehalten. Wie stehen die Menschen heute dazu, angesichts mörderischer Konflikte etwa in Syrien und im Irak? Darüber diskutierten an besonderem Ort der Sozialethiker Professor Dr. Volker Stümke von der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, Pastor Hannes Menke von der Norddeutschen Mission sowie Peter Tobiassen vom Evangelischen Bildungswerk Ammerland, der ehrenamtlich auch im Vorstand des Forums Ziviler Friedensdienst tätig ist.



Pastor Hannes Menke von der Norddeutschen Mission

„Hier hat einst Reichsbischof Ludwig Müller gepredigt“, hatte Pastor Frank Morgenstern die Gesprächsteilnehmer in der Christus- und Garnisonkirche begrüßt. Die Kirche war mit dem Hafentempel der kaiserlichen Marine und der Stadt Wilhelmshaven entstanden, lange stand sie nur den Soldaten zur Verfügung. Und als die Garnisonkirche im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, wurde sie in nur drei Monaten wieder aufgebaut, anders als die ebenfalls zerstörte Christuskirche in der Nachbarschaft. Von der ist nur ein steinernes Christusporträt übrig geblieben, das heute über dem Eingang der Kirche hängt, die seither Christus- und Garnisonkirche heißt.



Peter Tobiassen vom Evangelischen Bildungswerk Ammerland

„Es gibt keinen guten, gerechten Krieg“, sagt Volker Stümke, „immer ging dem ein Versagen von Menschen oder Institutionen voraus.“ Damit ist der Theologe, der auch an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal/Bethel Systematische Theologie lehrt, mit seinen Gesprächspartnern einer Meinung. Peter Tobiassen empfindet den Satz, dass nach Gottes Willen kein Krieg sein darf, als Auftrag für das konfessionsneutrale Forum Ziviler Friedensdienst, in dem 40 Organisationen zusammenarbeiten, um gewaltfreie Kon-

fliktlösungen zu entwickeln und Menschen zu schulen.

Und Pastor Menke meint, der Satz sei „eigentlich so selbstverständlich, dass er immer noch fremd wirkt.“ Er bringt seine Auslandserfahrungen in das Gespräch ein: „In Togo herrschte einst die Friedhofsruhe einer Diktatur. Die Menschen gingen hilflos mit dieser Gewalt um. Beim Demokratisierungsprozess nahm die Kirche das Thema gewaltfreie Entwicklung auf.“ Dabei unterstützte Menke sie als Trainer. „Gewaltfreiheit sollte selbstverständlich sein in einer Kirche, die Feindesliebe predigt. Aber der Gedanke war doch fremd.“

Das sei in Deutschland nicht anders, wirft Peter Tobiassen ein. Dem Satz „Vorrang für Zivil“ aus der EKD-Friedensdenkschrift müsste eigentlich ein Drittel der Deutschen – „so viele evangelische Christinnen und Christen haben wir“ – zustimmen. Das sei aber in der Politik noch nicht angekommen. Noch immer würden 95 Prozent der Mittel für militärische, aber nur fünf Prozent für zivile Optionen ausgegeben. Selbst den Militärs müsste doch eigentlich der Primat für zivile Lösungen gefallen, „dann haben sie weniger Einsätze.“

Volker Stümke bringt mit Blick auf die jahrzehntelange Arbeit von Peter Tobiassen als Geschäftsführer der Zentralstelle für Kriegsdienstverweigerer das Gespräch auf die Abschaffung der Wehrpflicht. „Das war die richtige Entscheidung.“ Er fürchte jedoch, dass nunmehr diejenigen, die sich freiwillig für den Dienst an der Waffe entscheiden, „in der Summe gewaltbereiter“ sein könnten. Es gebe nicht wenige, die eine Klimaverschlechterung in der Bundeswehr befürchteten. Dass militärische Intervention nicht Befriedung garantiere, zeige Afghanistan, meint Hannes Menke. „Das gesellschaftliche Problem ist dort nicht anders geworden.“ Es fehle die Expertise, tiefer in die Motivlage der verfeindeten Lager einzutauchen. Selbst wenn das Militär „nur“ polizeiliche Aufgaben wahrnehme, übernehme es die „Ge-

walt als Kriegspartei.“ Allenfalls internationale Blauhelm-Einsätze, denen zuvor alle verfeindeten Parteien zugestimmt hätten, seien akzeptabel.

Hier hakt Volker Stümke ein. Es gelte zwischen direkter, struktureller und kultureller Gewalt zu unterscheiden. Zur strukturellen Gewalt zähle er beispielsweise die Anschnallpflicht oder die Frauenquote. Kulturelle Gewalt sei beispielsweise die Festlegung der Feiertage oder die Gleichberechtigung von Mann und Frau, denn beides gelte nicht in allen Kulturen, wohl aber in unserer. Während nun strukturelle und kulturelle Gewaltmaßnahmen bisweilen gut und richtig sein können – wie die genannten Beispiele zeigen –, sei direkte Gewalt immer schlecht. Nur könne man nicht festlegen, dass etwas nicht passiert, nur weil es nicht geschehen sollte. Es sei blauäugig zu glauben, dass sich alle Menschen immer an Regeln hielten. Sie dazu anzuhalten, sei auch eine Aufgabe für die Zivilgesellschaft, etwa die Kirchen, Gewerkschaften, und nicht nur der Politik.

Die Diskrepanz sieht Peter Tobiassen auch. Das liege aber weitgehend an der Politik. Sie halte zwar 160.000 Soldaten vor, sehe sich aber nicht in der Lage, 10.000 Polizeikräfte für zivile Missionen zur Verfügung zu stellen, zum Beispiel um die zivile Polizei in Afghanistan aufzubauen und auszubilden. „Für die Politik ist es kein Problem, Militär und Waffen für die Peschmerga im Irak zu schicken, für ziviles Engagement dagegen gibt es weder Ideen noch Geld.“ Volker Stümke stimmt dem zu und ergänzt, dass es hier eine „Verfügungsfalle“ gebe: Weil die Bundeswehr nun mal da und schnell einsatzbereit sei, werde sie auch dann von der Politik eingesetzt, wenn es gelte, Schulen und Brunnen zu bauen – obwohl das eigentlich Aufgaben für zivile Institutionen seien, die weitaus professioneller agieren könnten und zudem nicht mit Waffengewalt drohten.

Pastor Menke ruft in Erinnerung, dass der Staat in der Entwicklungshilfe der Kirche beziehungsweise zivilen Organisationen den Vortritt lasse. Und folgerte daraus, es sei „an der Zeit, dass die Kirchen ein Umsteuern fordern“. Das Verhältnis von 95 zu 5 Prozent bei der Mittelverteilung zugunsten des Militärs zeuge eben nicht von einem Vorrang für Zivil. Aus der



„Hier hat einst Reichsbischof Ludwig Müller gepredigt“, hatte Pastor Frank Morgenstern die Gesprächsteilnehmer in der Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven begrüßt.

Finanzverteilung, so Stümke, lasse sich noch nicht die Priorität ablesen, Waffen seien teurer als Lehrpersonal. „Aber Geld symbolisiert, was für uns bzw. nach Maßgabe der Politik wichtig und wertvoll ist“, hält Menke entgegen. Doch „wären die Kirchen denn überhaupt in der Lage, 100.000 Diakoninnen und Diakone für Friedensarbeit einzustellen, wenn die Bundesregierung ihnen dafür die Mittel gäbe?“, fragt Stümke. Menke: „Wir erleben doch gerade, was Kirche in kürzester Zeit leisten kann, bei der Flüchtlingsarbeit.“

Dem stimmt Tobiassen zu: „Da hat die Zivilgesellschaft die Politik überholt.“ Und das nicht nur in Deutschland. „Im Bekaa-Tal im Libanon, unmittelbar an der Grenze zu Syrien, kommen auf 400.000 Einwohnerinnen und Einwohner 400.000 syrische Flüchtlinge. Dort ist unser Forum Ziviler Friedensdienst mit zwei Personen vor Ort, um Menschen zu trainieren, wie Konflikte zwischen Ortsbevölkerung und Flüchtlingen mit zivilen Mitteln bearbeitet werden können.“ Das sei, räumt Tobiassen ein, „nur ein Tropfen auf den heißen Stein“, aber nötig und wirksam und – wenn der Staat das Geld gebe – deutlich ausbaufähig.

Entscheidend sei, so Volker Stümke, dass es keine staatlichen Akteure seien, sondern dass die Zivilgesellschaft sich beteilige. „Die Zivilgesellschaft liefert Gutes, jedoch nicht genug und nicht schnell genug.“ An den Kosten allerdings müsse es nicht scheitern, wenn der Staat „diese Dienstleistung refinanziert wie etwa die Kitas.“ Dass es zu wenige Menschen für solche zivile Einsätze gebe, glaubt Tobiassen nicht. „An unserer Akademie für Konflikttransformation haben wir immer mehr Bewerberinnen und Bewerber als Ausbildungsplätze für Friedensfachkräfte. Alle Stellen, die dann für den Einsatz in Konfliktregionen ausgeschrieben werden, können schnell und gut besetzt werden.“ Wenn die evangelische Kirche es ernst meine mit dem Postulat des „Vorrangs für Zivil“, dann müsse sie sich nur auf den Weg machen, ihr Postulat auch zu erfüllen.

„Wie viele Personen wären denn in Nahost nötig, um den Konflikt zu lösen?“, wirft Hannes Menke ein. Entscheidend sei dort, wie auch in Afghanistan und andernorts, die Geistlichen Führer einzubinden. In Ghana beispielsweise habe es

sehr geholfen, dass der Imam regelmäßig die christliche Synode besuche. „Und eben diese Führer sollten auf ihre Leute zugehen und sie die friedliche Botschaft ihrer jeweiligen Religion lehren“, setzt Tobiassen hinzu.

„Religionen sind ambivalent“, erklärt Stümke, „sie können friedensfördernd sein, aber auch anstacheln.“ Wenn es um die Macht gehe, sei manchen Führern in Religionen, Ethnien oder Institutionen jedes Mittel recht. Bei einem internationalen Offiziersseminar habe er zwei Afrikaner aus verschiedenen Ländern erlebt, einer ein vom Islam konvertierter Christ, der andere Muslim. „Wenn du mein Landsmann wärst, müsste ich dich jetzt töten“, habe der eine zum anderen gesagt. Andererseits seien es in Ruanda gerade Muslime gewesen, die sich gegen die ethnische Säuberung aufstellten. In Nigeria, so ergänzte Missionschef Menke, stachele ein fundamentaler deutscher christlicher Prediger – „der Mähdrescher Gottes“ – zu Hass und Gewalt gegen Andersgläubige an.

Beeindruckend sei hier das Beispiel eines Iman und eines Pfarrers, die in Kanduna im Norden Nigerias ein Interreligiöses Zentrum für Gewaltfreie Konfliktlösung gegründet haben. Es falle den Kirchen nicht leicht, „demütig zu sein und zu akzeptieren, dass sie nicht einziger Akteur in diesem Prozess sind.“ Ihren Einfluss müssten aber auch Firmen geltend machen, die in diesen Ländern Arbeit und Ausbildungsplätze anböten, ergänzt Volker Stümke.

Als nicht friedensfördernd und nicht lösungsorientiert bezeichnete Peter Tobiassen die „Einzäunung Europas“. Diese folge einer Sicherheitslogik, die auf Abschottung und Ausgrenzung statt auf Ursachenbekämpfung aus sei. Eine friedensfördernde Logik hingegen würde sagen „Wir haben ein gemeinsames Problem, die Menschen auf der Flucht und wir als Aufnahmeland. Lasst uns gemeinsam daran arbeiten, das Problem so zu lösen, dass alle damit leben können.“ Weder der Krieg in Syrien noch die Versteppung von Ackerland infolge des Klimawandels würden durch die Abschottung Europas beendet. „Wir müssen lernen, dass wir Konflikte nicht von außen ausschalten oder eingrenzen können, sondern nur dadurch, dass wir mit zivilen Maßnahmen

und gemeinsam mit den Menschen vor Ort Konflikte in lebenswerte Strukturen transformieren“, so Tobiassen. „Friedliche Lösungen brauchen Zeit“, betont Stümke, „und ich bin skeptisch, dass wir die haben.“ Es sei kurzsichtig zu glauben, Probleme würden dadurch gelöst, dass es moralisch nötig sei, sie zu lösen. Akteure zu entsenden, um den Menschen vor Ort zu helfen, die keine Erfahrungen mit gewaltfreien Konfliktlösungen haben, sei eine Herkulesaufgabe, räumte Hannes Menke ein. Doch sie sei nötig – „ebenso wie die Aufnahme und Integration derer, die ihr Heil in der Flucht suchen.“

Am Ende steht für Peter Tobiassen fest, dass für evangelische Christinnen und Christen Gewaltfreiheit die einzige und nicht nur die vorrangige Option sei. „Bis sich das durchgesetzt hat, müssen wir alles tun, um dem theoretisch postulierten Vorrang für Zivil auch zu einem realpolitischen Vorrang zu verhelfen.“ Die Vergangenheit habe gezeigt: Gewaltfreie Veränderungen forderten immer weniger Opfer als gewaltsame und militärunterstützte – „und sie sind dauerhafter.“

Es gehe immer um das Aushandeln von Interessen, erklärt Pastor Menke, etwa beim Zugang zu Ressourcen oder zur Macht. „Da sind wir reichen Länder gefragt, wie es gelingt, den Sprengstoff aus der Welt und gerechte Verhältnisse zu schaffen.“ Der Flüchtlingsstrom sei Ausdruck solcher Interessenskonflikte, „die immer schon da waren und die uns jetzt nahe kommen.“ Eine Welt ohne Waffen sei wohl wünschenswert, aber wenn das alle so sähen, „müssten wir sie schon erreicht haben“, erklärt Volker Stümke. Das ginge eben auch nur mit struktureller Gewalt – ebenso wie Menschen sicher nicht freiwillig Steuern bezahlen. „Ohne Gewalt wird es nicht gehen“, schlussfolgert er, „aber sie muss ein staatliches Monopol bleiben.“ Gewalt sei nötig, um die Gerechtigkeit zu erhalten. Diese Schlussfolgerung teilte Peter Tobiassen zwar nicht, aber mit einem staatlichen Gewaltmonopol hätte auch er kein Problem, „solange dieses Gewaltmonopol demokratisch legitimiert ist und es nicht die Rechte der Stärkeren, sondern die Stärke des Rechts und der Menschenrechte durchsetzt.“

*Das Gespräch hat
Michael Eberstein aufgezeichnet.*

Die Suche nach dem „Dritten Weg“

Am Beginn eines ökumenischen „Pilgerwegs der Gerechtigkeit und des Friedens“

Die Friedensethik steht vor neuen Herausforderungen. Durch die mediale Vermittlung in Echtzeit werden alle ständig Zeugen neuer Gewaltexzesse irgendwo auf der Welt. Militärisches Handeln von Nationen stößt auf terroristische Einzelaktionen und Gruppierungen. Letztendlich geht es immer wieder um Machteinfluss durch Ressourcensicherungen. Wir nennen das „neue Kriege“, „asymmetrische Konflikte“, „hybride Kriegsführungen“.

Angesichts der vielfältigen Krisenherde wird die Frage nach der jeweiligen politischen Verantwortung gestellt. Wo allerdings politische Verantwortung vor schnell gleichgesetzt wird mit der Bereitschaft zu militärischem Eingreifen, dort scheint sie eher den kurzfristigen, eigenen Sicherheitsbedürfnissen zu folgen, anstatt – politisch tatsächlich verantwortlich – langfristige Lösungswege zur Erhöhung der Sicherheit für alle zu denken und hervorzubringen.

„Man kann doch nicht nichts tun.“ In der friedensethischen Diskussion wird rasch darauf verwiesen, dass man sich auch durch ein Nicht-Handeln schuldig mache und dies in aller Regel bereits ausreiche, um Zuflucht in der alten ultima ratio-Argumentation für militärisches Eingreifen zu finden.

Anspruch aller Kirchen ist, ihrer Berufung entsprechend zu leben: ein „Wächteramt“ in der Gesellschaft und im kritischen Gegenüber zu den jeweiligen Regierungen zu übernehmen, ethische Orientierung zu bieten und alternative Formen der friedvollen und gerechten Beziehung und Gemeinschaft selbst zu leben.

In Bezug auf die theologische Friedensethik ist dann zu entfalten, inwiefern „Gewalt(freiheit)“, „Frieden und Gerechtigkeit“ und „Versöhnung“ tatsächlich als theologische Begriffe reflektiert und interpretiert werden.

Das Konzept des gerechten Friedens soll nicht einfach als eine Umkehrung oder als ein Gegenentwurf zum Konzept des „gerechten Krieges“ verstanden werden, sondern weit darüber hinausgehen: „Außer Waffen zum Schweigen zu bringen, schließt er soziale Gerechtigkeit, Rechtsstaatlichkeit, Achtung der Menschenrechte und Sicherheit für alle Menschen ein.“

Die Weg-Metapher – gegen die Reduktion des „Gerechten Friedens“ auf ein gesellschaftspolitisches Ziel

Ich selbst habe gelernt, die Trinitätslehre als „Rahmentheorie“ einer Friedens-theologie fruchtbar zu machen, denn ein solcher Ansatz hält in Erinnerung, dass der Gott der Hebräischen Bibel (der Schöpfer-Gott, der Israel aus dem Sklavenhaus befreit) identisch ist mit dem des Neuen Testaments (dem Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, und der fortan in seinem Leben-stiftenden Geist dieser gewaltvollen Welt „einwohnt“, um sie von Gewalt zu erlösen und so zu vollenden).

In einem Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens kommen in Anlehnung an die grundlegenden Differenzierungen des „mystischen Weges“ von Dorothee Sölle folgende Elemente zu stehen:

a. via positiva – den Segen der Schöpfung feiern

Der Weg Gottes mit seiner Schöpfung beginnt nicht mit der Ursünde, sondern mit dem Ursegen. Das Staunen hierüber führt unmittelbar zum Lob Gottes, dem gemeinsamen Feiern, als natürliche Reaktion auf die „großartige Gabe des Lebens, die Schönheit der Schöpfung und die Einheit in versöhnter Vielfalt.“ Dies hält die Vision jener Möglichkeit eines Lebens in gerechten und von Gewalt befreiten Beziehungen aufrecht, nicht nur der zwischenmenschlichen Beziehungen. Das Staunenkönnen über das Wunder des Lebens erzeugt die Kraft, diese Bedingungen des Lebens in sorgsamer Haushalterschaft zu bewahren zu suchen.



Prof. Dr. Fernando Enns



Zur Person

Prof. Dr. Fernando Enns (geb. 1964 in Curitiba, Brasilien) ist seit 2006 Leiter der Arbeitsstelle „Theologie der Friedenskirchen“ am Fachbereich Ev. Theologie der Universität Hamburg und seit 2011 Professor für (Friedens-) Theologie und Ethik an der Theologischen Fakultät der Vrije Universiteit Amsterdam (VU) in den Niederlanden.

Geboren in Brasilien, kam Enns mit knapp zehn Jahren nach Deutschland und studierte nach dem Abitur evangelische Theologie an der Universität Heidelberg sowie mennonitische Theologie in den USA. 1992 wurde Enns zum Pfarrer der Mennonitengemeinde Krefeld ordiniert.

Der promovierte und habilitierte Theologe ist stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland (AMG). Seit 1998 ist er Mitglied im Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) sowie Mitglied des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses (DÖSTA).

b. via negativa – von Macht und Gewalt befreit werden

Gerade weil ein Pilgerweg „der Gerechtigkeit und des Friedens“ mit dem Bewusstsein des Gefundenseins beginnt, ist das Entsetzen über die Zerstörung des Wunders radikal.

Dieser Pilgerweg wird die Kirchen an Orte führen (müssen), an denen „Gottes menschgewordene Gegenwart inmitten des Leids, der Exklusion und der Diskriminierung (zu) schauen“ ist. Die Inkarnation Gottes gerade in der scheinbaren Gottverlassenheit zu suchen, dort wo Gewalt und Ungerechtigkeit Leben verletzen oder gar zerstören, das ist der schmerzhafteste Teil dieses Glaubensweges. Ein Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens kann keine Traumreise sein, die an den Schrecklichkeiten und Hilflosigkeiten vorbeiführt, wenn es denn ein Weg der Kirchen in der Nachfolge und Passion Jesu wird. Jesus nachzufolgen bedeutet, ihn überall da anzutreffen, wo Menschen Opfer von Ungerechtigkeit, Gewalt und Krieg sind.

c. via transformativa – Widerstehen

Im Einswerden mit Christus – nicht als individuelle Verwirklichung missverstanden, sondern als Leben-in-Beziehung – sieht Dorothee Sölle die Kraft wachsen, der Ungerechtigkeit und der Gewalt zu widerstehen. So aber könnten die Pilger zu „geheilten Heilerinnen“ werden: „Heil heißt, dass Menschen in compassion und Gerechtigkeit mitschöpferisch leben und, indem sie geheilt sind, das Heilenkönnen erfahren“. Das ist die dritte Dimension des Pilgerwegs. In der eigenen Verwandlung (der Kirchen) mögen der Mut und die Stärke wachsen, „allem Bösen zu widerstehen – aller Ungerechtigkeit und aller Gewalt.“

Die Bergpredigt (Mt 5-7) kann als Bundeskonstitution dieses Reiches Gottes angesehen werden, und mit ihrer Aufforderung, Übeltätern durch gewaltlosen Widerstand zu begegnen und sogar den Feind zu lieben, geht Jesus den Weg des Gerechten Friedens voraus (Mt 5,38-48).

Nicht die Schuldfrage, sondern die Beziehungsfrage steht im Vordergrund der Suche nach Gerechtigkeit, weil es letztlich um die Wiederherstellung und Erhaltung der Gemeinschaft geht.

Der „Dritte Weg“

In der Frage nach der politischen Verantwortung wie der Suche nach Handlungsoptionen inmitten der Gewalt und des Unrechts dürfen diese theologischen Grundlegungen gerade nicht abgeblendet werden, sondern sollten sich in ihrer Wahrheit bewähren. Die scheinbaren Alternativen von „Nichtstun“ einerseits und militärischem Eingreifen andererseits kommen dann als verantwortbare Möglichkeiten gar nicht mehr in Betracht, weil sie die Wahrheit des Evangeliums selbst in Frage stellen würden. Im Gegenzug eröffnen sich den so Glaubenden aber viele, ungeahnte und womöglich auch noch wenig erprobte Handlungsoptionen, die einen nachhaltigen Gerechten Frieden befördern, weil die Akteure diesen Weg nun selbst gehen.

Die ganze Breite kontextsensibler Konflikttransformationen, ziviler Konfliktinterventionen, die Wahrheits- und Versöhnungskommissionen, Traumatherapien und Praktiken zur Anwendung eines restaurativen Ansatzes sind allesamt auch von den Kirchen noch lange nicht genügend erforscht und erprobt. Auch die vielen Möglichkeiten zu einem neuen Leben in gerechten Beziehungen kann gerade von Christinnen und Christen nicht wirklich als schon gelebte Realität beansprucht werden

Insofern sollte eine Friedensethik aus der Sicht des christlichen Glaubens nicht der Versuchung verfallen, den scheinbaren politischen Alternativlosigkeiten den Mund zu reden, sondern beharrlich nach einem „Dritten Weg“ suchen. Ansonsten wird sie keine politisch orientierende Kraft entfalten können, da sie die ihr anvertraute Botschaft von der Versöhnung weder glaubwürdig lebt noch politisch relevant entfaltet. Es ist die theologische Grundlegung der Ethik, die davor bewahren kann, insbesondere in den ethischen Dilemmata – und hier liegen die wahren Bewährungsfelder jeder Friedensethik! – die eigene ratio als die ultima anzupreisen, anstatt sich tatsächlich der ratio der neuen Wirklichkeit in Christus anzuvertrauen.

Ein Beitrag von Prof. Dr. Fernando Enns in: Evangelische Theologie, 75. Jg., 4-2015, 269-285 (ISSN 0014-3502), gekürzt von Pfarrer Torsten Nowak.

Friede auf Erden

Weihnachtliches Anliegen wird zur Aufgabe im Alltag: Gott die Ehre zu geben und zum Frieden beizutragen

Bedeutet dein Kommen Frieden? Nach diesem Schalom fragen die Ältesten der Stadt den Propheten Samuel vor den Toren Bethlehems, als er zu ihnen kommt, um einen neuen König zu finden, der am Ende David heißen wird (1. Samuel 16,4.13). Die weihnachtliche Geschichte von der Geburt des Davidsohnes Jesus nimmt diese Szene auf, denn es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde (Lukas 2,8).

Diese Hirten vor den Toren Bethlehems bekommen dann Besuch in ihrem Arbeitsalltag, genauer: mitten in der Nachtschicht. Die große Freude für alles Volk bekommt im Engelsgesang dann eine Gestalt, die die bange Frage der Ältesten und die bebende Furcht der Hirten beantwortet: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens (Lukas 2,14).

Diese biblischen Momente sind wichtig, nicht nur, weil sie froh machen, sondern auch, weil sie Raum für unsere eigene Frage geben: Bedeutet das weihnachtliche Kommen Jesu in die Welt auch wirklich Frieden auf Erden? Und ist dieser Friede mehr als nur oberflächliches Gerede von Frieden – dabei sagt doch unsere Erfahrung, dass in dieser Welt gar kein Frieden ist, wie es die Propheten immer wieder anmahnen (Jeremia 6,14; Hesekiel 13,10 u.a.).

Manche älteren Menschen erinnern sich gut an den beißenden Spott des Schriftstellers Heinrich Böll in seiner kleinen Erzählung „Nicht nur zur Weihnachtszeit“ von 1952, die Heinz Rühmann im Hörfunk las und die 1970 verfilmt wurde. Ein kitschiger Weihnachtsengel ruft darin jeden Tag, winters wie sommers, vom Tannenbaum herab „Frieden, Frieden!“ und treibt damit alle Beteiligten eher zum Überdruß, wenn nicht zur Weißglut.

Wenn wir mit der weihnachtlichen frohen Botschaft bloß an der Oberfläche

oder allein im privaten Wohlgefühl bleiben, besteht die Gefahr, dass sie entweder ungehört verhallt oder schon am Tag nach Weihnachten gleich wieder vergessen ist. Doch die Ansage in den Begegnungen vor den Toren Bethlehems meint tatsächlich einen Frieden auf Erden, nicht nur einen in unseren eigenen vier Wänden, meint alle Himmelsrichtungen, nicht nur die eigenen vier Wände, meint den gesamten Globus, nicht nur unser relativ reiches Land.

Dieser Frieden auf Erden formuliert einen hohen Anspruch, ist eine himmlische Verheißung, wäre ein großes Wunder. Das gilt übrigens ebenso für den ersten Teil dieser Ansage: Ehre sei Gott! Auch dieser Teil der Weihnachtsbotschaft ist ja in der Welt noch nicht überall spürbar oder gar Wirklichkeit geworden. Mit beiden Ansagen preisen die Engelsscharen Gott, sie singen gewissermaßen zwei Strophen des einen

weihnachtlichen Lobliedes auf Gott, der nun in diesem Kind Jesus zu den Menschen kommt. Damit kommen zwei Räume zusammen: die bisher unnahbare Höhe und die noch so abgelegenen und dunklen Niederungen auf Erden. Und so kommen zugleich zwei Anliegen zusammen: Ehre für Gott – und Frieden unter den Menschen. Und beide Strophen haben die gleiche Melodie eines Geburtstagsständchens: ... große Freude allem Volk, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids (Lukas 2,10f).

Mit dieser Geburt bekommt beides ein Gesicht, mit diesem Namen wird beides ansprechbar. Und alle, die Jesus nachfolgen, werden daran beteiligt, dass aus dem weihnachtlichen Anliegen eine Aufgabe im Alltag wird: Gott die Ehre zu geben und zum Frieden beizutragen.

Bischof Jan Janssen



Friedensethik in konfliktreicher Zeit

Statement des Friedensbeauftragten des Rates der EKD, Renke Brahms



Zur Person

Renke Brahms wurde 1956 in Bremen geboren und studierte Theologie in Münster, Tübingen und Göttingen. Er war 16 Jahre Pastor der Melanchthon-Gemeinde in Bremen, anschließend als „Pastor für Religionspädagogik“ zuständig für die Aus- und Weiterbildung von Erzieherinnen und Erziehern. 2007 wurde Brahms vom Kirchentag der Bremischen Evangelischen Kirche zum Schriftführer (Leitender Geistlicher) gewählt. Im Jahr 2013 wurde er für weitere sechs Jahre wiedergewählt. Seit Oktober 2008 bekleidet Brahms zusätzlich das ehrenamtliche Amt des Friedensbeauftragten der EKD. Mit dem damals neu geschaffenen Amt sollen die inhaltlichen Impulse, die von der EKD-Friedensdenkschrift ausgingen, koordiniert und verstärkt werden. Renke Brahms ist verheiratet und Vater von zwei Kindern.

Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein. So lautete die Überzeugung der weltweiten Ökumene nach dem Zweiten Weltkrieg. Es waren Christen, die sich in den folgenden Jahren gegen Wiederbewaffnung, Atomrüstung und Aufrüstung engagierten, in Ost wie West. Mit dem Fall der Mauer schien das Ziel einer friedlichen Welt erreicht. Doch diese Hoffnung wurde rasch enttäuscht. Krieg auf dem Balkan, erste Militäreinsätze der Bundeswehr im Ausland, Konflikte in der Welt. Und dennoch hörten Christen nicht auf zu fragen, wie Gerechtigkeit, Frieden, und die Bewahrung der Schöpfung Wirklichkeit werden können.

Die EKD veröffentlichte 2007 eine Friedensdenkschrift, die diese Entwicklung aufnahm und den gerechten Frieden als Leitbegriff der Friedensethik betonte. Gerechter Friede, dies betont den engen Zusammenhang von Gerechtigkeit und Frieden und wird als ein Prozess zunehmender Gerechtigkeit und abnehmender Gewalt verstanden. Gerechter Friede beschreibt aber auch den engen Zusammenhang von Frieden und Recht und betont die Notwendigkeit, internationale Rechtssysteme zu stärken und auszubauen.

Die Denkschrift ist daher geprägt vom Vorrang für Zivil. Das heißt, Prävention und gewaltfreie Konfliktbearbeitung statt militärischer Intervention. Gewaltfreien Methoden wird stets der Vorrang eingeräumt. Konkret heißt dies: Wer den Frieden will, der muss ihn vorbereiten.

Wie kann das konkret aussehen? Mit dem Aktionsplan „Zivile Krisenprävention, Konfliktlösung und Friedenskonsolidierung“ hat sich die Bundesregierung 2004

ein wirksames Instrument für Prävention und gewaltfreie Konfliktbearbeitung geschaffen, das nur leider wenig bekannt ist und auch finanziell kaum ausgestattet wird. Das Zentrum für Internationale Friedenseinsätze vermittelt zivile Expertinnen und Experten in Missionen der OSZE, der EU oder der UN. Der zivile Friedensdienst agiert und reagiert in und auf Krisensituationen, präventiv wie auch bei eskalierenden Situationen oder nach dem Ende von Konflikten. Seit 1999 wurden rund 1.000 Fachkräfte in mehr als 50 Länder geschickt. Das ist Friedensarbeit konkret.

Evangelische Friedensethik verfolgt keinen stringent pazifistischen Ansatz. Es können Situationen eintreten, die zur Durchsetzung von Recht die Anwendung von völkerrechtlich legitimierter Gewalt erfordern.

Evangelische Friedensethik, wie sie die Denkschrift vertritt, verfolgt keinen stringent pazifistischen Ansatz. Es können Situationen eintreten, die zur Durchsetzung von Recht die Anwendung von völkerrechtlich legitimierter Gewalt erfordern. Wobei der Einsatz des Militärs nur in schwersten Fällen von Menschenrechtsver-

letzungen, Genozid und Massenmord im Zusammenhang einer nicht mehr funktionierenden Staatlichkeit als Ausnahme denkbar erscheint.

Dies steht natürlich immer wieder in der Diskussion. Ist Gewalt wirklich ethisch und biblisch zu rechtfertigen? Diese Debatte ist noch an keinem Ende angekommen. Von vielen wird hier eine Revision der Denkschrift gefordert und jegliche Gewalt abgelehnt. Andere diskutieren die Möglichkeit eines just policing, also Polizei statt Militär. Und wieder andere betonen die Krisenfrüherkennung und Prävention. Dies sind die Fragen, denen sich die Friedensethik stellen muss in einer Zeit zahlreicher Konflikte.

Renke Brahms

Für eine Kultur des Friedens werben

Statement vom evangelischen Militärbischof Sigurd Rink

Die Erklärung von 1945 war eine Wende-
marke: „Wir, die Völker der Vereinten Na-
tionen – [sind] fest entschlossen, künftige
Geschlechter vor der Geißel des Krieges
zu bewahren, die zweimal zu unseren Leb-
zeiten unsagbares Leid über die Mensch-
heit gebracht hat ...“ Angesichts des mil-
lionenfachen Leides und der nicht mehr
einzugrenzenden Gewalt der Weltkriege
verpflichteten sich die Staaten, Konflikte
zukünftig mit gewaltfreien Mitteln beizu-
legen; Krieg konnte nicht mehr als Mittel
der Politik gedacht werden.

Diese Lehren aus dem 20. Jahrhundert
prägen die Gegenwart. Europa profitiert
von einer internationalen Kultur des Frie-
dens. Aber es stellen sich neue Fragen, die
nicht aus der Konfrontation von Staaten
entstehen, sondern mit den Stichworten
Asymmetrie, Terro-
rismus und fragile
Staatlichkeit umris-
sen werden können.
Sind das „Leitbild
des gerechten
Friedens“ und die
„vorrangige Option
der Gewaltlosigkeit“
noch tragfähig ange-
sichts der neuartigen
Konfliktlagen?

Das Konzept der
internationalen
Schutzverantwortung
geht davon aus,
dass die Weltgemeinschaft aktiv werden
muss, wenn ein Staat der Verantwortung
für seine eigenen Bürgerinnen und Bürger
nicht gerecht werden kann. Dazu gehört
eine angemessene Reaktion in Krisensitu-
ationen. Aber diese Verantwortung fängt
vorher an und endet nicht nach einer – im
äußersten Fall militärischen – Intervention.
Vorbeugen, reagieren, wieder aufbauen
sind drei Schritte, die zusammengehören.
Das schließt humanitäre Nothilfe genauso
ein wie die politische Arbeit an Systemen
kollektiver Sicherheit. Gerade Soldatinnen
und Soldaten, die die Konfliktregionen

kennen, weisen mit Nachdruck darauf
hin, dass militärische Gewalt keinen Frie-
den schafft, sondern der Politik nur für
begrenzte Zeit einen Raum schaffen kann,
mit zivilen Mitteln friedensfördernde Pro-
zesse in Gang zu bringen.

Wir verstehen gerechten Frieden als
Prozess abnehmender Gewalt und zuneh-
mender Gerechtigkeit. Vom ihm her zu
denken heißt, den Blick zunächst nicht auf
die Bedingungen militärischen Handelns
zu richten, sondern darauf, was notwendig
ist, um in Frieden zu leben. Das Bild vom
gerechten Frieden weitet damit die Pers-
pektive über akute Interventionen hinaus
für eine nachhaltige Friedenssicherung.

Die Kirchen können und müssen einen
wichtigen Beitrag zu einer Kultur des Frie-
dens leisten. Kirche
des gerechten Frie-
dens können wir nur
in der Hinwendung
zu den Menschen
werden, zu den
Flüchtlingen, aber
auch zu denen, die
es mit der Angst zu
tun haben angesichts
rasanter Verände-
rungen. Wir müssen
uns immer wieder
in der praktischen
Nächstenliebe und
im Dialog üben, im
ehrichen Ringen
um die schwierigen Fragen dieser Zeit und
in der Anerkennung unserer eigenen Rat-
und Hilflosigkeit.

Die Kirchen werben in Politik und Ge-
sellschaft für eine Kultur des Friedens.
Deshalb haben Renke Brahm und ich die
Bundesregierung aufgefordert, das gerade
entstehende „Weißbuch zur Sicherheits-
politik und zur Zukunft der Bundeswehr“
am Leitbild des gerechten Friedens auszu-
richten.

Sigurd Rink

**Kirche des gerechten
Friedens können wir nur
in der Hinwendung zu
den Menschen werden,
zu den Flüchtlingen,
aber auch zu denen, die
es mit der Angst zu tun
haben angesichts rasan-
ter Veränderungen.**



Zur Person

Sigurd Rink wurde 1960 in Frankfurt am
Main geboren und studierte Theologie
in Marburg, Heidelberg und München.
Er war elf Jahre Gemeindepfarrer in
Usingen und Königstein-Falkenstein. In
dieser Zeit promovierte er in Theologie
und absolvierte ein Studium zum Kom-
munikationswirt. Von 1998 bis 2002 war
Rink persönlicher Referent des Kirchen-
präsidenten der Evangelischen Kirche
in Hessen und Nassau (EKHN) und von
2000 bis 2002 gleichzeitig auch Presse-
sprecher der EKHN. Seit 2002 ist Sigurd
Rink als Propst (Regionalbischof) der
leitende Geistliche in der Kirchenregion
Süd-Nassau, zu der acht Dekanate mit
320 Pfarrerinnen und Pfarrern sowie 220
Gemeinden gehören. Rink ist verheiratet
und hat drei erwachsene Kinder. Seit Au-
gust 2014 ist Rink der erste hauptamtliche
evangelische Militärbischof.

Das „Wunder von Baden“

Eine Landeskirche unterwegs zum Gerechten Frieden



Zur Person

Theodor Ziegler (62) ist Religionslehrer im Kirchenbezirk Breisgau-Hochschwarzwald. Er gehört zum „FORUM FRIEDENS-ETHIK in der Evangelischen Landeskirche in Baden“ – ein 2000 gegründeter Zusammenschluss von Personen, die eine Diskussion über friedensethische Grundsatzzfragen fördern wollen. Probleme der Friedensfindung und -sicherung sollen unter Bezug auf die biblische Botschaft beraten werden. Konträre Positionen in der Gesellschaft über die Bedeutung von militärischen oder pazifistischen Lösungsversuchen sollen dabei miteinander ins Gespräch gebracht werden. Theo Ziegler ist auch offiziell in den friedensethischen Prozess der badischen Landeskirche eingebunden.

Die großen Kirchen in Deutschland haben, von Warnrufen Einzelner abgesehen, bis heute jeden Krieg ihrer Staaten mitgetragen. Erst nach dem desaströsen Ende des Zweiten Weltkrieges waren hierzulande die Volkskirchen (zögerlich) bereit, die Kriegsdienstverweigerer zu akzeptieren und beratend zu begleiten. Dabei jedoch betonten sie immer, auch der Militärdienst sei durch seine kriegsverhütende Abschreckungswirkung ein möglicher Friedensdienst. Doch seit dem Balkankrieg wurden als humanitäre Maßnahmen bezeichnete deutsche Kriegseinsätze zur Realität. Deutschland ist mittlerweile der weltweit drittgrößte Waffenexporteur.

Friedensethische Diskussion in Baden

Diese schwindende militärische Zurückhaltung Deutschlands, aber auch die Billigung militärischer Gewalt als ultima ratio durch die EKD-Friedensdenkschrift von 2007 gaben den Anstoß für eine Eingabe des südbadischen Kirchenbezirks Breisgau-Hochschwarzwald an die Landessynode im Jahr 2011. Darin wurde kritisiert, die behauptete Vorrangigkeit der gewaltfreien Option sei überhaupt nicht gegeben, auch könne Gewaltfreiheit nur wirksam werden ohne Militär im Hintergrund. 2015 investierte Deutschland 35 Mrd. Euro in die Bundeswehr, in die Fachkräfte des Zivilen Friedensdienstes mit 35 Mio. Euro gerade einmal ein Promille davon. Ebenso wurde die fehlende Kritik an der Eigendynamik der Rüstungsindustrie benannt. In der Nachfolge Jesu gelte es, für nichtmilitärische Konfliktregelungen einzutreten. Gleichzeitig wurde um einen breiten Diskussionsprozess gebeten, dessen Ergebnisse in die EKD einzubringen seien.

Die badische Landessynode beauftragte den Ev. Oberkirchenrat mit dem „Entwurf eines Diskussionspapiers zur Friedensethik“. Darin wurde die Eingabe auf eine noch breitere argumentative Basis gestellt. Die Militäreseelsorge war bewusst

nicht beteiligt worden, wurde jedoch als Erste um eine Stellungnahme gebeten, die dann mit dem Diskussionspapier den Kirchenbezirken zuzuging.

Als Ergebnis dieses zweijährigen Konsultationsprozesses fasste die Landessynode 2013 einen bemerkenswerten Beschluss: Ausgehend von der Selbstkritik, dem Friedensthema bislang zu wenig Beachtung geschenkt zu haben, sowie der Erkenntnis des Zusammenhangs unseres Konsumverhaltens mit dem weltweiten Unfrieden, wolle man den Weg zur Kirche des Gerechten Friedens einschlagen. Für die erste Etappe wurden zwölf Punkte benannt, darunter friedensethische Gespräche mit Politiker/innen, Forschungsauftrag zur Frage einer internationalen Polizei anstelle von Militär, Eintreten für sofortigen Rüstungsexportstopp in Krisengebiete und mittelfristig deren gänzliche Einstellung, Einsatz für mehr soziale und Klimagerechtigkeit. Auch wenn unter den Synodalen eine pazifistische Position wie die der Friedenskirchen noch nicht mehrheitsfähig ist, so wurde doch die Erarbeitung eines Entwurfs für ein Ausstiegsszenario aus dem Militär beschlossen.

Damit parallel auch auf der EKD-Ebene die friedensethische Position weiterentwickelt wird, bat das badische Forum Friedensethik (FFE) kürzlich alle Mitchristen in allen EKD-Gliedkirchen um Unterstützung des „Karlsruher Aufrufs 2015 an die EKD“. Die beiden Kernsätze lauten: „Die EKD braucht ein klares friedensethisches Leitbild zur Überwindung des Krieges.“ Sie „möge sich für einen friedenspolitischen Wandel von der gegenwärtigen, auf militärischer Stärke und Einsatzbereitschaft basierenden Sicherheitslogik hin zu einer friedenslogischen Politik, die auf gewaltfreie Konfliktbearbeitung und eine gerechte Weltwirtschaftsordnung setzt“ engagieren.

Theodor Ziegler

Fluchtziel Oldenburg

„Ich habe meinen Weg gewählt.“

Hamza aus Afghanistan lebt seit 2011 in Deutschland. Noch ist allerdings nicht sicher, ob er auch bleiben darf

Er stammt aus einem Dorf bei Kabul und ist über den Iran, die Türkei und Griechenland nach Deutschland geflohen. In Oldenburg ist er zum christlichen Glauben übergetreten und absolviert gerade das erste Lehrjahr als Stahlbetonbauer. Sein Asylantrag wurde abgelehnt, aber Hamza will nicht aufgeben: Er hat eine Duldung erhalten und einen neuen Antrag gestellt.

Hamza, wie kam es zur Flucht aus Afghanistan?

Meine Mutter ist mit meinen Schwestern und mir aus politischen Gründen aus Afghanistan in den Iran geflohen. Damals war ich 14 Jahre alt. Meine Mutter und meine Schwestern durften dort bleiben, aber ich wäre wohl irgendwann wieder zurückgeschickt worden. Als ich 16 war, beschloss meine Mutter, dass ich nach Deutschland gehen sollte. Sie wollte, dass ich als einziger Sohn bessere Chancen habe. Weil die Flucht mit Schleusern teuer ist, konnten sie und meine Schwestern nicht mitkommen.

Wie haben Sie die Flucht nach Deutschland erlebt?

Besonders die Grenze zwischen der Türkei und dem Iran war gefährlich. Kranke Menschen wurden von den Schleusern zurückgelassen; Soldaten schossen auf Flüchtlinge, die auf Befehl nicht stehenblieben. Teilweise ging es zu Fuß mit Eseln und Pferden für das Gepäck voran, teils mit überfüllten Autos, aber auf den steilen Straßen kommt es oft zu Unfällen. Ich habe mit Leuten gesprochen, die schon zwei-, drei- oder fünfmal versucht hatten zu fliehen, aber immer gescheitert waren.

Wie kam es in Deutschland zum Übertritt zum christlichen Glauben?

Meine Familie ist muslimisch, aber nicht strenggläubig. Ich war schon immer neu-

gierig auf das Christentum, aber in Afghanistan konnte ich niemanden fragen.

In Deutschland kam ich über Hamburg, Friedland und Bramsche 2013 nach Oldenburg. Schon von Bramsche aus bin ich mit Pastor Rauer aus Oldenburg-Osternburg in Kontakt gekommen. Ich nahm an seinem Bibelkreis teil, habe viele Fragen gestellt, und, als ich mir schließlich sicher war, beschlossen, Christ zu werden.

Das habe ich von meiner Familie aber nur meiner Mutter erzählt. Wenn bestimmte Leute hier oder in meiner Heimat davon erfahren, kann es gefährlich für mich werden.

Fühlen Sie sich inzwischen in Oldenburg zu Hause?

Ich bin Christ geworden, ich fühle mich frei, und was andere denken, ist mir egal. Ich habe meinen Weg gewählt.

Dass mein Asylantrag abgelehnt wurde, war eine Enttäuschung, aber ich will weiter kämpfen, um mein Ziel zu erreichen. Mein Ziel ist, zu lernen – noch besser Deutsch zu lernen, die Kultur besser kennenzulernen und mit mehr Menschen in Kontakt zu kommen. Es gibt deutsche Familien, die mir sehr helfen. Dort habe ich zum Beispiel einen Geburtstag mitgefeiert; in Afghanistan ist das nicht üblich. Ich gehe oft in die Kirche und zum Bibelkreis, auch um für andere zu übersetzen.

Ich vermisse meine Familie, aber ich versuche, nicht daran zu denken, dass ich sie so lange nicht gesehen habe. Allgemein versuche ich, über Probleme nicht nachzudenken, die ich nicht ändern kann. Für die Arbeit muss ich oft aus Oldenburg weg und bin auf Baustellen in ganz Deutschland im Einsatz, aber das macht mir nichts aus. Die Arbeit ist eine gute Ablenkung, das ist wichtig für mich.

Das Gespräch führte Antje Wilken.



Zur Person

Hamza ist im Jahr 2009 mit seiner Mutter und seinen Schwestern aus Afghanistan in den Iran geflohen; sein Vater ist tot. 2011 kam Hamza nach Deutschland, 2013 nach Oldenburg. Er ist nach eigenen Angaben 20 Jahre alt – in Deutschland gilt er aber als 22-Jähriger, weil die Behörden ihm bei der Einreise nicht geglaubt haben, dass er erst 16 war. Obwohl er in Oldenburg aufgrund seines Übertritts zum christlichen Glauben nie bedroht wurde, ist er vorsichtig, wem er davon erzählt. Daher ist er im Foto nur von hinten zu sehen.

„Bildung ist der Schlüssel“

Ein Leben ohne Konsum und ohne Luxus muss kein schlechteres sein



Zur Person

Peter Meenen ist Oberstabsfeldwebel beim Objektschutzregiment der Luftwaffe „Friesland“, das in Schortens stationiert ist. Seit 2002 bis zum Abzug waren die Objektschützer in Afghanistan im Einsatz. Zunächst in Kabul später im Norden bei Masar-e Sharif im Camp Marmal. Meenen war zweimal für vier Monate (2008 und 2010) im Einsatz in diesem Camp, in dem zeitweise 6.000 Soldatinnen und Soldaten stationiert waren.

Im Interview mit Kerstin Kempermann berichtet Oberstabsfeldwebel Peter Meenen über seine Zeit in Afghanistan.

Herr Meenen, Sie waren zweimal in Afghanistan im Einsatz. Wenn Sie daran zurückdenken, was ist Ihnen positiv in Erinnerung geblieben?

Ich war im Norden von Afghanistan im Camp Marmal eingesetzt. Erfreulich war es, wie man vor Ort sehen konnte, dass sich die Präsenz der Bundeswehr und der verbündeten Streitkräfte positiv auswirkt. Junge Mädchen bekamen dort Zugang zur Bildung, Ihre Freude und ihren Ehrgeiz zu sehen, war toll. Auch die Dankbarkeit und Freundlichkeit der Afghanen rund um unser Lager war ein gutes Erlebnis. Bildung ist für mich persönlich ein Schlüssel, um das Land langfristig innerhalb seiner Strukturen, Traditionen und seiner Religion erfolgreich zu verändern.

Gab es auch frustrierende Erlebnisse?

Nicht frustrierend, aber traurig und prägend war, Armut, Krankheit und Tod so nahe zu erleben. Persönlich waren die Enge und die fehlende Privatsphäre im Einsatz schwierig. Vier Monate sind für Familie und Freunde zu Hause ebenfalls eine Herausforderung. Dazu kamen die physische und psychische Belastung des militärischen Alltags. Man fängt an, anders zu denken.

Das heißt, die Zeit in Afghanistan hat Ihren Blick auf die Welt verändert?

In Afghanistan sieht man, dass ein Leben ohne Konsum und ohne Luxus kein schlechteres sein muss. Aber nach einiger Zeit zu Hause passt man sich unserer Denkweise wieder an. Dennoch, die Erinnerungen an viele Situationen bleiben. Positive und negative. Zurückblickend war der Afghanistan-Einsatz für mich eine besondere Erfahrung, die ich nicht missen möchte.

Wie fühlen Sie Ihre Arbeit als Soldat von Politik und Gesellschaft wertgeschätzt?

Auf die Region Friesland bezogen habe ich nur positive Erfahrungen gemacht. Die Akzeptanz gegenüber dem Objektschutzregiment ist unglaublich hoch. Politisch hätte ich mir manchmal mehr Rückendeckung gewünscht. Wir sind eine Parlamentsarmee und von der Politik nach Afghanistan geschickt worden. In ein Land, in dem man

Erst durch den Wandel der Bundeswehr wurden Themen wie Friedensethik für mich wichtig.

Gefahr läuft, nicht heil und gesund nach Hause zu kommen. Über die Sinnhaftigkeit dieses Einsatzes kann und muss in der Gesellschaft gestritten werden. Aber dennoch sollte die Arbeit, welche die Soldaten vor Ort leisten, wertgeschätzt sein.

Sie haben die Kritik angesprochen. Wie setzen Sie sich damit und mit Themen wie Friedensethik als Soldat auseinander?

Als ich als junger Mann zur Bundeswehr gegangen bin, war nicht daran zu denken, dass ich irgendwann in Afghanistan im Einsatz sein würde. Erst durch den Wandel der Bundeswehr in den letzten 20 Jahren wurden Themen wie Friedensethik für mich wichtig. Es ist aber sehr gut, dass innerhalb der Bundeswehr über diese Themen gesprochen wird.

Sehen Sie es auch als Ihre Aufgabe an, über die Zeit in Afghanistan zu erzählen?

Unbedingt. Denn über die vielen kleinen Erfolge wurde wenig berichtet. Ob von einem erfolgreichen Einsatz gesprochen werden kann, wird sich sicherlich erst mit zeitlichem Abstand zeigen. Natürlich sind die derzeitigen Nachrichten aus Kunduz schlecht, aber ich glaube, dass unser Engagement und die Opfer nicht umsonst waren.

Das Gespräch führte Kerstin Kempermann.

Ohne Gewalt

Der Berater und Islamwissenschaftler Hagen Berndt vermittelt bei Krisen im In- und Ausland

Gestern war Hagen Berndt noch im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit im nordirakischen Dohuk. Heute verhandelt der 55-jährige Experte des Forums Ziviler Friedensdienst in Osterholz-Scharmbeck bei Bremen. Auf dem Landweg liegen die Orte 4.200 Kilometer voneinander entfernt. Und doch haben sie etwas gemeinsam, denn sowohl in der deutschen Kreisstadt nahe Bremen als auch in der kurdischen Provinzhauptstadt geht es um zivile Konfliktbearbeitung. Berndt hilft dabei: ein Weltreisender in Sachen Frieden. Einer, der zuhört und Fragen stellt, die weiterbringen.

Indien, Tschad, Sri Lanka, Afghanistan, Israel und Palästina, Nepal, Ägypten, Tunesien, Bosnien-Herzegowina: In vielen Krisenregionen der Welt hat der Indologe und Islamwissenschaftler, der neben Englisch auch Hindi, Sinhala und Urdu spricht, schon gearbeitet. Aktuell geht es in der Region um Dohuk um Hunderttausende, die auf der Flucht vor der Terrormiliz Islamischer Staat und den Milizen des Assad-Regimes Zuflucht im kurdischen Nordirak suchen. „In einigen Orten gibt es inzwischen mehr Flüchtlinge als Einheimische“, berichtet Berndt. Die Stimmung ist gereizt. Die Frage lautet: Wie können gewalttätige Auseinandersetzungen vermieden werden?

In Osterholz-Scharmbeck arbeitet Hagen Berndt seit 2011 in einem sozialen Brennpunkt, einer Siedlung, die ehemals für US-Soldaten gebaut wurde. Nach ihrem Abzug leben dort nun etwa 740 Menschen, mehr als die Hälfte von ihnen mit ausländischen Wurzeln. Drogenhandel und offene Gewalt ließen die Situation im Quartier eskalieren. Berndt entwickelte gemeinsam mit Vertretern von Polizei, Stadt, Landkreis und örtlichem Präventionsrat ein Konzept, um dem zu begegnen.

Dabei geht es in erster Linie um – Gespräche. „Friedensprozesse beginnen mit der Artikulation von lange vernachlässig-

ten Bedürfnissen von Minderheiten – gelegentlich auch von Mehrheiten“, betont Berndt, der zusammen mit Kindern der dänischen Minderheit in Flensburg aufwuchs. Seine Mutter stammt aus Polen, sein Vater aus Stettin. Flucht und Vertreibung in seiner Familie prägten den Mann, der seit mehr als 25 Jahren als Berater und Trainer zur Konfliktbearbeitung für verschiedene Auftraggeber im In- und Ausland unterwegs ist. Dabei geht es zuweilen auch um Konflikte, die gar nicht weit weg sind. Zum Beispiel, wenn Berndt Gespräche in Auseinandersetzungen zwischen der Leitung und der Elternvertretung eines Kindergartens moderiert. Oder in der Vermittlung der Ziele örtlicher Protestbewegungen gegenüber einer Firma, die mit gentechnisch manipulierten Pflanzen experimentiert. Oder in Gesprächen mit der Einsatzleitung der Polizei bei Atomtransporten im Wendland.

Während die Situation im Irak gerade analysiert wird und die Arbeit noch am Anfang steht, hat sie in Osterholz-Scharmbeck längst Früchte getragen. Das zeigte sich vergangenes Jahr, als nach einer Messerattacke ein junger Mann aus der Siedlung starb. Familienmitglieder im Libanon forderten Blutrache, die aber nach vielen Gesprächen verhindert werden konnte. „Das war nur möglich, weil wir über Jahre Kontakte aufgebaut haben“, sagt Berndt. Ein wichtiges Instrument der Prävention ist hier das „Quartiersforum“ im Jugendhaus „Pumpelberg“, gleich neben dem Brennpunkt. Das Forum ist aus dem Beratungsprozess heraus entstanden und trifft sich mehrmals jährlich. Doch trotz jahrelanger Bemühungen könne man als Friedensarbeiter den Prozess nicht kontrollieren, räumt Berndt ein. „Wir stoßen an Grenzen. Ein Erfolg stellt sich oft erst spät und manchmal auch gar nicht ein. Aber am wichtigsten ist: Wir müssen auf Konflikte vorbereitet sein.“

Dieter Sell



Friedensfachkraft

Friedensarbeiter sind oft im Umfeld der Entwicklungszusammenarbeit tätig. Sie unterstützen vorrangig zivilgesellschaftliche Kräfte, die in Konflikten als Akteure für Gewaltfreiheit auftreten, damit sie ihre Positionen formulieren und vertreten können. Eine Ausbildung dafür bietet beispielsweise das Forum Ziviler Friedensdienst in Bonn. Seit 1999 wurden mehr als 1.000 Fachkräfte in mehr als 50 Länder entsandt. Derzeit sind laut Konsortium Ziviler Friedensdienst knapp 250 Fachkräfte des zivilen Friedensdienstes in 35 Ländern im Einsatz.

Waffen und Flucht

- Zahlen und Fakten im Kontext

Eine Übersicht in Zahlen aus dem UNHCR-Bericht „Global Trends“ und dem Rüstungsexportbericht der Bundesregierung 2015

Knapp 60 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht vor Kriegen, Konflikten und Verfolgung. Dies ist die höchste Zahl, die jemals vom Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) verzeichnet wurde, und sie wächst rasant, wie der statistische UNHCR-Jahresbericht Global Trends belegt.

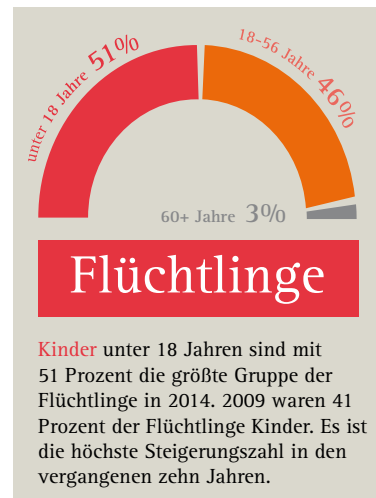
Diese Entwicklung begann 2011 mit dem Ausbruch des Krieges in Syrien, der mittlerweile weltweit die größten Fluchtbewegungen verursacht. Weltweit wurden im Jahr 2014 täglich durchschnittlich 42.500 Menschen zu Flüchtlingen, Asylsuchenden oder Binnenvertriebenen. Das entspricht einer Vervierfachung über die letzten vier Jahre. Statistisch betrachtet ist



von 122 Menschen weltweit aktuell eine Person entweder ein Flüchtling, binnenvertrieben oder asylsuchend. Wären alle Menschen auf der Flucht Bürgerinnen und Bürger eines einzigen Landes, wäre es die 24.-größte Nation der Welt.

Weiterhin zeigt der UNHCR-Bericht auf, dass in allen Regionen sowohl die Zahl der Flüchtlinge als auch der Binnenvertriebenen steigt. Laut dem Global Trends Report wurden allein im Jahr 2014 insgesamt 13,9 Millionen Menschen zu Flüchtlingen oder Binnenvertriebenen – viermal so viele wie noch 2010. Weltweit gab es im letzten Jahr insgesamt 19,5 Millionen Flüchtlinge (2013: 16,7 Millionen), 38,2 Millionen Binnenvertriebene (2013: 33,3 Millionen) und 1,8 Millionen Asylsuchende, die noch auf den Ausgang ihres Asylverfahrens warteten (2013: 1,2 Millionen). Besonders alarmierend: Die Hälfte aller Flüchtlinge sind Kinder.

Der Krieg in Syrien hat weltweit die meisten Menschen zur Flucht gezwungen, sowohl innerhalb (7,6 Millionen Binnenvertriebene) als auch außerhalb des eigenen Lan-



des (3,88 Millionen Flüchtlinge). Es folgen Afghanistan (2,59 Millionen Flüchtlinge) und Somalia (1,1 Millionen Flüchtlinge).

Selbst in Zeiten stark ansteigender Zahlen sind Flüchtlinge global sehr ungleich verteilt. Reichere Länder nehmen weit weniger Flüchtlinge auf als weniger reiche. Knapp neun von zehn Flüchtlingen (86 Prozent) befanden sich 2014 in Ländern, die als wirtschaftlich weniger entwickelt gelten. Ein Viertel aller Flüchtlinge war in Staaten, die auf der UN-Liste der am wenigsten entwickelten Länder zu finden sind.

232/1.000

Libanon beherbergt die größte Zahl an Flüchtlingen im Vergleich zur Einwohnerzahl. Dort kommen 232 Flüchtlinge auf 1.000 Einwohnerinnen und Einwohner. In Jordanien kommen (87 Flüchtlinge und in Nauru 39 Flüchtlinge auf je 1.000 Einwohnerinnen und Einwohner.

Top Herkunft

Herkunftsländer:

1. Syrien (3,88 Millionen)
2. Afghanistan (2,59 Millionen)
3. Somalia (1,11 Millionen)

Mehr als die Hälfte (53 Prozent) aller Flüchtlinge weltweit kommt aus drei Ländern: aus Syrien (3,88 Millionen), Afghanistan (2,59 Millionen) und Somalia (1,11 Millionen).

Top Aufnahmeländer

Die Aufnahmeländer

Die Türkei ist zurzeit zum ersten Mal das größte Aufnahmeland von Flüchtlingen weltweit. Das Land beherbergt 1,59 Millionen Flüchtlinge. Es folgen Pakistan (1,51 Millionen), Libanon (1,15 Millionen), Iran (982.000), Äthiopien (659.500) und Jordanien (654.100).

Quelle: Der statistische UNHCR-Jahresbericht 2015

1. Türkei (1,59 Millionen)
2. Pakistan (1,51 Millionen)
3. Libanon (1,15 Millionen)
4. Iran (982.000)
5. Äthiopien (659.500)
6. Jordanien (654.100)

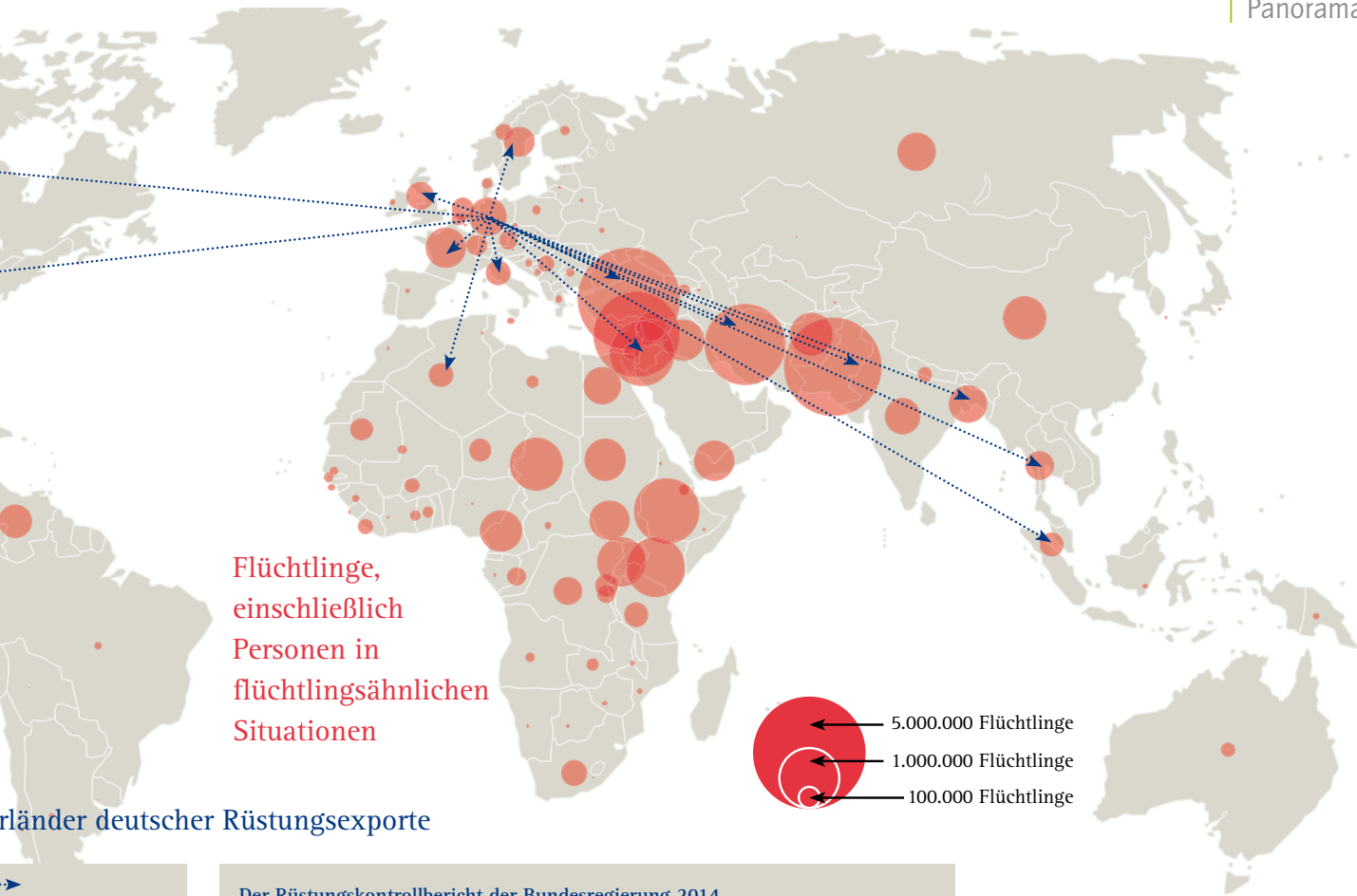
Hauptempfangs-

Die 20 wichtigsten Einzelgenehmigungen 2014:

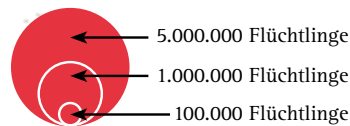
Land

Israel	.....
Vereinigte Staaten von Amerika	.....
Singapur	.....
Südkorea	.....
Großbritannien und Nordirland	.....
Saudi-Arabien	.....
Algerien	.....
Vereinigte Arabische Emirate	.....
Indonesien	.....
Brunei	.....
Italien	.....
Belgien	.....
Kanada	.....
Irak	.....
Frankreich	.....
Niederlande	.....
Schweiz	.....
Türkei	.....
Schweden	.....
Polen	.....

Quelle: Rüstungsexportbericht der B...



Flüchtlinge,
einschließlich
Personen in
flüchtlingsähnlichen
Situationen



länder deutscher Rüstungsexporte

Empfängerländer (für ...) waren im Jahr

2014 in Euro:

.....	684,56 Mio. Euro
.....	415,43 Mio. Euro
.....	328,98 Mio. Euro
.....	253,78 Mio. Euro
.....	217,17 Mio. Euro
.....	208,97 Mio. Euro
.....	163,65 Mio. Euro
.....	121,22 Mio. Euro
.....	108,45 Mio. Euro
.....	104,89 Mio. Euro
.....	101,16 Mio. Euro
.....	94,24 Mio. Euro
.....	90,73 Mio. Euro
.....	86,10 Mio. Euro
.....	84,79 Mio. Euro
.....	79,79 Mio. Euro
.....	75,15 Mio. Euro
.....	72,45 Mio. Euro
.....	56,90 Mio. Euro
.....	55,75 Mio. Euro

Bundesregierung 2015

Der Rüstungskontrollbericht der Bundesregierung 2014

Ausfuhrgenehmigung für Kriegswaffen 2014	1,486 Mrd. Euro
... davon an Drittländer 1,138 Mrd. Euro	
Einzelgenehmigungen für alle Rüstungsgüter 2014	3,973 Mrd. Euro
... davon an Drittländer 2,402 Mrd. Euro	
Sammelausfuhrgenehmigungen 2014	2,545 Mrd. Euro
Summe aller Exportgenehmigungen 2014	6,519 Mrd. Euro

Der Genehmigungswert zur Ausfuhr von Kriegswaffen hat sich nach Angaben des im Sommer veröffentlichten Rüstungskontrollberichtes der Bundesregierung für 2014 auf 1,486 Milliarden Euro (2013: 757 Millionen) innerhalb eines Jahres nahezu verdoppelt. 77 Prozent der Ausfuhren gehen in Drittländer, die weder zur NATO noch zur EU gehören. Im Jahr 2014 wurden Rüstungsexporte in Höhe von insgesamt 6,519 Milliarden Euro genehmigt. Das ist ein Rückgang bei den Genehmigungen von 22 Prozent gegenüber dem Vorjahr (2013: 8,34 Milliarden).

Der Anteil der Exporte in Drittländer bleibt auf einem Höchststand von rund 60,5 Prozent der Einzelausfuhrgenehmigungen (2013: 61,7 Prozent). Vor zehn Jahren lag dieser Wert rund 20 Prozent niedriger.

Unter den Top 10 der Empfängerländer sind acht Drittländer; dies unter-

streicht die enorm hohe Bedeutung von Ländern außerhalb von NATO und EU als Empfänger deutscher Rüstungsgüter. In die Staaten des Mittleren Ostens und Nordafrikas gingen insgesamt Rüstungsexporte im Wert von 1,342 Milliarden Euro, das ist ein Drittel aller Einzelausfuhrgenehmigungen. Saudi-Arabien bleibt unter den Top-Empfängern: auf Platz 6 mit 209 Millionen Euro. Überraschend hoch sind die Exportgenehmigungen für Ägypten mit 23 Millionen und Irak mit 86 Millionen Euro.

Der Genehmigungswert für Kleinwaffen ist auf 47,43 Millionen zurückgegangen (2013: 82,63 Millionen). 46 Prozent der Genehmigungen wurden für die Ausfuhr in Drittländer erteilt. Dabei gingen Kleinwaffen an Drittländer wie Jemen (10.202 Euro), Jordanien (866.965 Euro), Oman (1.350.341 Euro), Saudi-Arabien (238.387 Euro) und in die Ver-

einigten Arabische Emirate (101.386 Euro).

Einem Artikel in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 19. Oktober zufolge hat Deutschland im ersten Halbjahr 2015 fast so viele Rüstungsgüter ins Ausland verkauft wie im ganzen Jahr zuvor. Das sei das Ergebnis aus dem Rüstungsexportbericht für Januar bis Juni 2015, so die Zeitung. Demnach habe die Regierung zwischen Januar und Juni 2015 Rüstungsausfuhren im Wert von 3,5 Milliarden Euro genehmigt. Davon gingen Güter für 1,67 Milliarden Euro an Drittländer. Die Bundesregierung begründe die gestiegenen Werte vor allem mit einer Genehmigung für ein U-Boot an Israel, das bereits 2003 zugesagt worden sei und rund ein Viertel des Wertes ausmache. Der Export von Kleinwaffen sei im ersten Halbjahr 2015 zwar stark zurückgegangen – von 21,3 auf 12,4 Millionen Euro – es seien jedoch nach wie vor Kleinwaffen im Wert von 5,75 Millionen Euro an Drittstaaten geliefert worden – darunter 3.000 Maschinenpistolen im Wert von 3,5 Millionen Euro an die Vereinigten Arabischen Emirate.

.....	59 Millionen)
.....	1,51 Millionen)
.....	1,15 Millionen)
.....	000)
.....	(659.500)
.....	(654.100)

Kann Religion Frieden?

Menschen lieben und hassen mit ihrer Religion im Gepäck.
Manche werden zu Friedensstiftern, andere zu Mördern. Wie kommt das?



Zur Person

Britta Baas, geb. 1965, ist Publik-Forum-Redakteurin mit den Themenschwerpunkten Zeitgeschichte, Religionen und Genderfragen. Sie studierte Geschichte, kath. Theologie und Germanistik in Münster/Westfalen und war British-Council-Stipendiatin an der Universität Reading, Berkshire, MA 1992. Sie war Freie Hörfunk-Journalistin, unter anderem für den WDR, dann Zeitungsredakteurin bei der Hessisch-Niedersächsischen Allgemeinen in Kassel. Seit 1997 arbeitet sie bei Publik-Forum; seit 2011 ist sie verantwortliche Redakteurin für www.publik-forum.de

Ein Erstaufnahmelager für Flüchtlinge in Deutschland. Irgendwo. In der Nacht ist es geschehen. Ein junger syrischer Christ ist überfallen worden. Da waren andere Flüchtlinge, die ihn mit einem Messer bedrohten. Leute, die sich Muslime nannten. Die „Allah ist groß“ zischten und dass man alle töten müsse, die sich nicht unterwerfen würden. Leute, die Christen hassen. Leute, die Juden hassen. Leute, die Muslime töten, die sich gegen den sogenannten „Islamischen Staat“ auflehnen. Leute, die kein Erbarmen kennen und keine Toleranz. Es waren nur wenige. Aber die wenigen haben gereicht. „Ich habe Angst“, sagt der junge Syrer am nächsten Morgen in die Kamera eines Regionalsenders. „Angst, dass sie noch mal kommen.“

„Wir schaffen das“, hatte Bundeskanzlerin Angela Merkel im September gesagt, als die Zahl der Flüchtlinge in Deutschland immer größer wurde. Zunächst spielte das Thema „Religion“ dabei keine Rolle. Dann aber traten erste ehrenamtlich für die Neuankömmlinge Engagierte auf den Plan, Polizeibeamte und hier und da auch Wachleute, die forderten: „Man muss die Menschen in den Flüchtlingslagern nach Religionen trennen.“ Es gebe zu viele Konflikte untereinander. Und es bestehe die Gefahr, dass manche davon tödlich endeten.

Religionsfreiheit

Aus dem Trennungsgedanken wurde nichts. Einige Zeit wurde er politisch debattiert, dann fallen gelassen. Dafür gab es einen profanen Grund. Immer mehr Flüchtlinge kamen. Und niemand konnte sich darum kümmern, sie auch noch fein säuberlich nach Religionszugehörigkeit einzuteilen: Du auf die eine Pritsche, du auf die andere – und eine Wand dazwischen. Und so wurde aus der Unmöglichkeit ein Ideal formuliert: Deutschland teile Menschen nicht nach ihren Religionen ein, hieß es von vielen Politikerinnen und Politikern. Deutschland sei ein Land, in dem Religionsfreiheit herrsche. Und

Flüchtlinge, die in ihren Herkunftsländern anderes erfahren hätten, täten gut daran, sich möglichst schnell an diese Religionsfreiheit zu gewöhnen.

Im Prinzip hatten diese Politikerinnen und Politiker recht. Nur ein Problem lösten sie damit nicht: den Hass unter Menschen zu beenden, die nicht eines Glaubens sind. Irgendwann vielleicht wird er enden. Doch die Zeit dafür scheint noch nicht gekommen.

Warum ist das eigentlich so? Warum werden Menschen zu Kriegstreibern und Mördern, zu Hassenden und Tötenden, obwohl sie von sich sagen, sie seien religiöse Menschen? „Religion wird häufig von Dritten benutzt, um einen Interessenkonflikt in einen Wertekonflikt zu verwandeln“, sagt der Friedens- und Konfliktforscher Markus Weingardt. „Menschen gehen dann mit ihrem Glauben auf die Barrikaden.“ Weil sie sich existenziell bedroht oder nicht beachtet fühlen, hassen und morden sie, verachten und grenzen aus. Mit einem heiligen Buch im Gepäck erscheint das seit Jahrhunderten leichter als ohne. Denn alle heiligen Bücher sprechen nicht nur von Frieden, von Liebe und Glück. Sie erzählen auch vom Krieg, von Hass und Gewalt.

Wahrheitsbegriff endlich gemeinsam neu definieren

Wer die heiligen Bücher nicht aus ihrer jeweiligen Zeit heraus zu deuten weiß, ist in Gefahr, jener dunklen Seite zu erliegen. Es ist nur ein kleiner Schritt von der Überzeugung, selbst den einzigen und wahren Gott „zu haben“, zur Bereitschaft, für diesen Gott das Messer zu zücken. Es liegt noch eine Herkulesaufgabe vor den Theologinnen und Theologen dieser Welt, die den unseligen Wahrheitsbegriff in den Religionen endlich gemeinsam neu definieren müssen. Viel zu lange haben sich vor allem Männer vieler Jahrhunderte damit beschäftigt, Glaubensbekenntnisse im Ausschlussverfahren zu formulieren und Häretiker zu



verdammen. Abgrenzung, Ausgrenzung, Angstregiment: Es ist mehr als schade, dass gerade Theologen dieses Dreigestirn lange perfekt beherrschten.

Doch auf die Experten in Sachen Gott können wir in einer Welt voller Konflikte nicht warten. Sicher hat einer von ihnen, der weit vorausdenkt, ganz recht, wenn er fordert, dass „die künftigen Eliten der Religionen an den Universitäten verbindende Erfahrungen in Ausbildung und Lehre“ machen müssen. Doch Klaus von Stosch, der in Paderborn forscht und lehrt, ist einer der ganz wenigen in Deutschland, die bereits auf diese verbindende Forschung und Lehre setzen. Es müssten viel mehr werden, damit Religionen, wie er sagt, „nicht mehr als Teil gesellschaftlicher Probleme, sondern als Angebote zu ihrer Lösung wahrgenommen werden“.

Friedensstifter wird man nicht als Moralapostel

Kann es also Frieden werden im Flüchtlingsheim? Wer dort – und andernorts – mit seiner Religion im Gepäck Friedensstifter sein will, darf sich jedenfalls nicht als Richter über das „Richtige“ und „Falsche“ aufspielen. Friedensstifter wird man nicht als Moralapostel und schon gar nicht als Rechthaber. Sondern nur als Mensch, der Vertrauen schafft. Es ist ganz einfach zu begreifen und manchmal doch schwer in die Tat umzusetzen: Wer von seinem Gegenüber nicht akzeptiert wird, kann kein Mediator sein. Wer Streit schlichten und Frieden bringen will, muss also versuchen, alle Seiten zu verstehen – was nicht heißt, dass er alle Meinungen und Taten gut finden muss. Ganz im Gegenteil: Ein Mediator hat eine Haltung. Und die kann jeder erfahren.

Friedensstifter sind gut im Ausharren und Hoffen, wo andere gehen und den Mut verlieren. Sie können kämpfen und an das Gute glauben, wo andere sich dem Unheil ergeben und innerlich erstarren. Und das heißt ganz konkret: Sie können nicht nur direkte Gewalt beenden helfen, sondern schon lange vorher die Eskalation eines Konflikts verhindern. Sie können Regeln gerechter machen. Sie können Werte, Tabus und Ängste jonglieren. Und sie können so dafür sorgen, die Gewalt erst gar nicht „gewaltig“ werden zu lassen.

Religionen müssen den Frieden noch lernen

Frieden also im Flüchtlingsheim? Wer dafür sorgen kann, sind alle, die guten Willens sind. Jene aber, die sich als religiöse Menschen begreifen, können auf Gott hoffen und auf seine Hilfe setzen. Die Religionen dieser Welt aber müssen allesamt noch den Frieden lernen. Immer neu. Und immer anders.

Das erste, was dabei erkannt werden muss: Frieden schaffen kann man nicht mit einem Gott, der in der Vorstellung der Menschen die Keule schwingt und Zornesblitze vom Himmel schickt. Der sich dem einen zuwendet, dem anderen nicht. Der Liebliche hat – und Prügelknaben. Frieden schaffen kann man nur mit einem unbewaffneten Gott. Denn erst dann entwaffnen sich auch die eigenen Hände.

Wie es weitergegangen ist mit dem jungen Mann aus Syrien? Das weiß ich nicht. Nie wieder habe ich ihn im Fernsehen gesehen. Vielleicht ist er inzwischen ein anerkannter Asylbewerber. Vielleicht kann er schon sehr gut deutsch sprechen und lesen. Vielleicht hat er Freunde gefunden. Und vielleicht wohnt er jetzt an einem Ort, an dem er sich sicher fühlt.

Vielleicht wird er ein Friedensstifter werden. Möglich ist alles. Unmöglich ist nichts.

Britta Baas



We Shall Live In Peace

Frieden in der populären Musik



Martin Luther King hält eine Rede unter dem Banner von „We Shall Overcome“.



Joan Baez und Bob Dylan 1963 bei dem vom Civil Rights Movement organisierten Marsch auf Washington.



Country Joe and the Fish



Peter Maffay

con spirito

In den 1970er und 1980er Jahren protestierten viele Menschen gegen das Schreckensszenario eines Atomkriegs zwischen Ost und West. Rückblickend wird deutlich, dass der Wunsch nach Frieden insbesondere in den 1980er Jahren ein zentrales Moment gesellschaftlicher, kultureller und politischer Selbstverständigung war, die weit mehr umfasste als militärische Fragen. Dies lässt die Frage entstehen, wie sich die populäre Musik mit dem Thema Frieden auseinandergesetzt hat und gegenwärtig auseinandersetzt.

crescendo

Bis heute wird „We Shall Overcome“ auf Demonstrationen als eine Hymne gesungen, die Machtverhältnisse infrage stellt. Auch sie artikuliert den Wunsch nach Frieden. In der dritten Strophe heißt es: „We shall live in peace...“ Und dass es in diesem Frieden um mehr geht als um private Zufriedenheit, sondern dass hier ein politischer Friedensbegriff vorliegt, wird an den Zusammenhängen deutlich, in denen dieses Lied gesungen wurde und immer noch gesungen wird, und auch an der Verwurzelung dieses Liedes in der Folk-Szene, die von jeher wesentlich politisch geprägt war.

Aus der Folk-Szene wanderte der Friedensbegriff ein in die Rockmusik. 1962 schreibt Bob Dylan den Text von „Blowin' in the Wind“, einen Meilenstein im Liederkanon der Protestbewegung. Sein Text ist nicht mehr von der Gewissheit des „We shall live in peace“ gekennzeichnet, wenn er schreibt: „How many times must the cannonballs fly before they're forever banned? The answer, my friend, is blowin' in the wind, the answer is blowin' in the wind“. Hier äußert sich nicht mehr eine protestierende und hoffnungsvolle, an Friedensideale glaubende Gemeinschaft, sondern der zweifelnde und zynische Rebell.

In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre entwickelte sich die Rockmusik weiter.

Jugendliche bilden mit dieser Musik eine eigene Kultur und machen politische Ansprüche gegen die etablierte Gesellschaft geltend. Dabei gerät zunehmend der Konflikt zwischen den Generationen in den Blick. Dieser wird z. B. deutlich angesprochen von Bob Dylan in „I Ain't Marching Anymore“ aus dem Jahr 1965: „It's always the old to lead us to war and always the young to fall“.

Und im gleichen Jahr machen sich Country Joe and the Fish in ihrem sarkastischen „I Feel Like I'm Fixin' To Die Rag“ über die Ideale der Pflichterfüllung der Elterngeneration lustig: „Send your sons off before it's too late. And you can be the first ones in your block to have your boy come home in a box. ... And it's one, two, three what are we fightin' for? Don't ask me, I don't give a damn, next stop is Vietnam“. Der Vietnamkrieg wird in der Rockmusik zu einem Krieg zwischen den Generationen. Eine intensive, vertiefte Auseinandersetzung mit den politischen Zielen der USA findet in der Rockmusik nicht statt.

cantabile

Das trifft in weiten Teilen auch zu auf die Mainstream-Musikszene in der jungen Bundesrepublik, also den Schlager.

Zwar entwickelt sich seit den 1960er Jahren eine beachtliche Liedermacherszene, der es jedoch nicht gelingt, über die eigenen Grenzen hinaus wahrgenommen und rezipiert zu werden. Das betrifft auch die kritische Auseinandersetzung in dieser Szene mit Krieg und Frieden. Diese Lieder, die politisch verstanden werden wollten, waren eingebunden in einen politischen Kontext und damit durch diesen auch begrenzt. Im Schlager als der Musik des Mainstream hingegen kann der Wunsch nach Frieden erst etwas deutlicher ausgesprochen werden, als dieser Wunsch selbst zum Mainstream wird: 1972 verkündet Peter Maffay pauschal in „Frieden“: „Ich such' Frieden, Frieden mit allem in der Welt“. Und Udo

Jürgens bittet ein Jahr vorher: „Zeig mir den Platz an der Sonne“.

Schicksal wie Chance des Mainstream und damit auch des Schlagers ist es, es allen irgendwie recht machen zu müssen. Das geht nur um den Preis von Eindeutigkeit. „Ein Platz an der Sonne“ von Udo Jürgens wurde als Lied der Fernsehlotterie bekannt. Vermutlich nur wenige Hörerinnen und Hörer dürften in der Textzeile wo „Friede wohnt und Menschlichkeit“ einen Kommentar zum Vietnamkrieg gehört haben. Immerhin, möglich wäre es gewesen.

Diese Uneindeutigkeit kulminiert in dem deutschen Beitrag zum Grand Prix d'Eurovision de la Chanson 1982, dem von Nicole gesungenen „Ein bisschen Frieden“. Der Erfolg dieses Liedes kann nicht überraschen, denn es passte perfekt in die Zeit: Frieden war damals ein hochemotional geprägter Begriff. Die Friedensbewegung mit ihrem Protest gegen den NATO-Doppelbeschluss war omnipräsent. Großbritannien, das Gastgeberland des Grand Prix, war 1982 in einen Krieg mit Argentinien um die Falkland-Inseln verwickelt. In diese aufgela-dene Stimmung hinein singt nun Nicole: „Wie eine Blume am Winterbeginn und so wie ein Feuer im eisigen Wind, wie eine Puppe, die keiner mehr mag fühl ich mich an manchem Tag. Dann seh' ich die Wolken, die über uns sind und höre die Schreie der Vögel im Wind. Ich singe aus Angst vor dem Dunklen mein Lied und hoffe, dass nichts geschieht. Ein bisschen Frieden, ein bisschen Sonne für diese Erde, auf der wir wohnen, ein bisschen Frieden, ein bisschen Freude, ein bisschen Wärme das wünsch ich mir“.

In diesem Text wird die menschliche Friedenssehnsucht durch sehr allgemeine, individuelle Begriffe umschrieben. Obgleich der Text in der Nachrüstungs-debatte keine Stellung bezog, konnte er auch (!) als politisches Lied verstanden werden. Diese Uneindeutigkeit hat sicher zum Erfolg des Liedes beigetragen. In der BRAVO vom 19. Mai 1982 sagt Nicole u. a.: „Politik interessiert mich nicht.“ Die Jugendlichen in der Friedensbewegung würden ihr zwar imponieren, „Aber ich glaube nicht, dass sie in der Welt etwas verändern können.“

Der NATO-Doppelbeschluss von 1979 war das letzte politische Thema, das sich in nennenswertem Maß auf die populäre Musik in Deutschland auswirkte. Mit der erfolgten Stationierung der Raketen 1983 verschwand das Friedensthema aus der populären Musik und war der Höhenflug der Liedermacherszene beendet.

rallentando

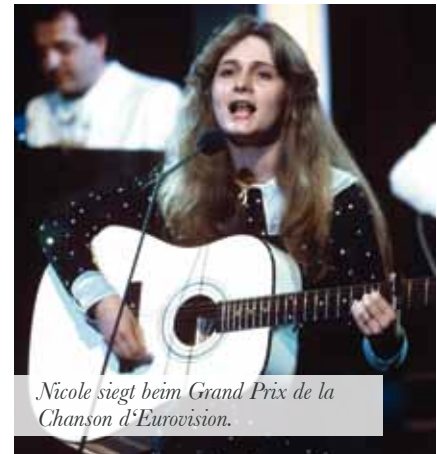
Natürlich werden auch heute noch Lieder über Kriege und politische Gewalt geschrieben. Zum Anschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 gibt es unzählige Songs. Nur wenige Stücke davon wurden bekannter, meist Balladen wie „The Rising“ (2002) von Bruce Springsteen, der die Geschichte eines Feuerwehrmanes im Center erzählt, oder „Let's Roll“ (2002) von Neil Young über den Widerstand eines Passagiers in einem der entführten Flugzeuge. Durch solche Songs werden die Ereignisse vom 11. September auf Einzelschicksale reduziert. Das vermeidet eine Politisierung. Die Form der Ballade trägt zur Fiktionalisierung des Geschehenen bei. Ob das der Bewältigung dient, mag bezweifelt werden.

fine

Eine eindeutige Repräsentation verbaler Begriffe durch Töne oder Sounds ist unmöglich. Der Musik bleibt u. a. die Möglichkeit, durch das Durchbrechen von Hörgewohnheiten oder das Ein-spielen von Klängen außermusikalische Bedeutungen hervorzurufen. Jimi Hendrix inszenierte das 1969 in seinem Stück „Star Spangled Banner“ meisterhaft, indem er die Melodie der amerikanischen Nationalhymne durch Glissandi und Rückkoppelungen zerstörte, die wie Bombenabwürfe und -einschläge klingen. Zu wünschen wäre, dass ein solcher musikalischer Realitätsbezug heute, da populäre Musik vielfach zur reinen Unterhaltungsmusik geworden ist, wiederentdeckt würde. Das würde auch dem Thema Frieden dienen.

Die einzelnen Abschnitte sind durch musikalische Termini überschrieben.

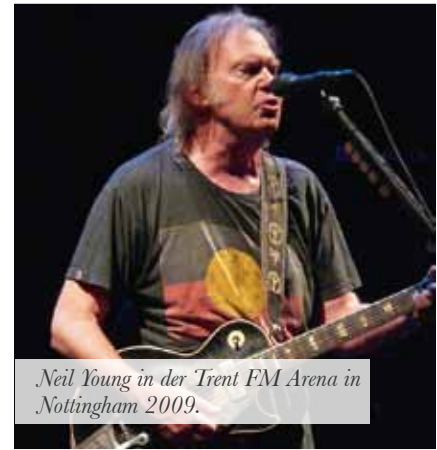
Pfarrer Olaf Grobleben, Beauftragter für Ethik und Weltanschauungsfragen der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg



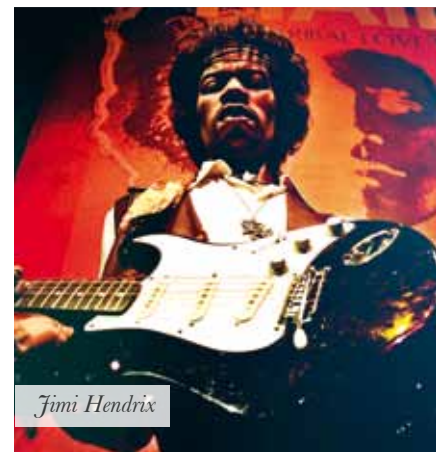
Nicole siegt beim Grand Prix de la Chanson d'Eurovision.



Bruce Springsteen auf dem Roskilde Festival 2012.



Neil Young in der Trent FM Arena in Nottingham 2009.



Jimi Hendrix

„Verleih‘ uns Frieden gnädiglich“

Ein satirischer Bericht aus dem Gemeindegemeinderat



Zur Person

Stephan Bohlen, Jahrgang 1965, verheiratet, zwei Kinder (14 und 18 Jahre alt), ehemals Pastor in Golzwarden und Rostrup, zur Zeit in Süddorf tätig, in der Wesermarsch Mitglied beim „Schwarzen Humor Brake“, einem Ökumenischen Pastorenkabarett, das u.a. beim Deutschen Evangelischen Kirchentag 2005 in Hannover aufgetreten ist; die letzten Auftritte des Schwarzen Humors fanden 2011 in Lissabon und 2012 in Wittenberg statt.



Wieder nicht pünktlich. Der geschäftsführende Pfarrer kommt mit dem Glockenschlag durch die Tür. Ein Meister der pfarramtlichen Attitüde. „Nur nicht ansprechen, ich habe ja so viel Wichtiges zu tun.“ Akten unterm Arm, gepresste Atmung, der Schritt selbstbewusst. Sein Platz angemessen: Fenster im Rücken, Tür im Blick. Stirnseite. Alphatierchen. „Damit das klar ist.“ Die Kirchenältesten stehen herum und reden. Der Vorsitzende lässt die Tischglocke schellen, alle setzen sich. „Macht ist etwas Wunderbares.“ Ein Blick in die Runde. „Kollege Müller ist mal wieder zu spät. Mein lieber Bruder!“ Die Andacht hält die Kollegin Meier. „Hoffentlich nicht wieder so ein Ringelpietz.“ Zu früh gefreut! „Wieder keine Lust gehabt, etwas Gescheites vorzubereiten, was?“ Die Standard-Andacht ist im Schwange. Die Ältesten sind nun ganz dabei: Kerze anzünden, Bibel aufschlagen, Kreuz aufstellen. Nach der Schriftlesung steht die Kollegin Meier auf. „Die dumme Kuh hat sich vorbereitet.“ Die Kirchenältesten hören aufmerksam zu. „Sachen gibt’s.“

Kollege Müller – während der Andacht, geräuscharm, aber doch so, dass alle ihn wahrnehmen mussten, angekommen – meldet sich. Er wolle die verehrte Kollegin ja nicht kritisieren. ABER: Sein Doktorvater habe just zu dieser Stelle einen Aufsatz geschrieben. „Ich dürfe ihn schon vorab lesen und meine Gedanken dazu einbringen. Das ist ihm immens wichtig, Praxisbezug, wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Der Andacht der Kollegin wird der Boden entzogen. „Wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Endlich ist man beschlussfähig. Die anfangs zeitig da waren, hatten rasch gelernt, wie das mit dem akademischen Viertel funktioniert. „Wer pünktlich kommt, zeigt nur, wie unwichtig er ist.“

Nun ist Kniffliges dran. Kein Einvernehmen im Kollegenkreis. „Besonders Bruder Müller ist dagegen. Aber so ein paar Hintergrundgespräche mit den richtigen Kirchenältesten wirken Wunder.“ Man muss nur wissen, welche Knöpfe zu drücken sind. „Und Bruder Geistreich ist kein Held der Geschäftsordnung. Wer die beherrscht, beherrscht die Sitzung.“

Der Vorsitzende hat sein gewinnendstes Lächeln aufgesetzt. Hochkonzentriert bringt er die Sache durch. Wer nicht gut aufgepasst hat, wird sich beim Lesen des Protokolls dieser Sitzung wundern. Müller, wieder einmal in ein Nebengespräch vertieft, registriert zu spät, was geschieht. Die Abstimmung verläuft knapp, aber eindeutig. „Siehste! Geht doch.“

Nächster Punkt. Vermintes Gelände. Basar! Hier kann es blutig werden. Unklare Frontlinie. Nur so viel ist zu erkennen: Es gibt eine neue Frauengruppe. Jung – jedenfalls jünger als die, die den Basar schon seit sechs Dekaden treu und eifersüchtig beatmet – und kreativ. Sogar der Geschäftsführende schwitzt. Geredet wird viel, gesagt wird wenig, entschieden nichts. Die jüngeren Frauen werden um Geduld gebeten. Veränderungen bräuchten Zeit. „Die wird es richten – und den Kreis der Alten lichten.“

Verwaltungssachen. Der Geschäftsführer ist in seinem Element. Er hat zwar weder die Zeit noch die Kompetenz, aber: „Was sind schon Paragraphen gegen Vitamin B!“

Verschiedenes. Ein Kirchenältester moniert, dass es letztens zu Engpässen bei Beerdigungen gekommen sei. Der Geschäftsführende war allein gewesen, Müller war auf Gemeindefahrt, „mit Fanclub“. Und die Meier musste ganz kurzfristig weg, Ihre Cousine dritten Grades hatte ganz spontan eingeladen. Trotzdem: Nun sind die Reihen der Schwarzen geschlossen. In liebevoller Eintracht wird der Einwand vom Tisch gewischt. „Ich hätte die Beerdigung zwar machen können, aber der Fototermin in der Flüchtlingsunterkunft mit Bürgermeister, Landrat und Rotary-Vorsitzender war dann doch geiler.“ Zum Schluss die Bitte um den Segen. „Wir haben uns ja alle lieb.“ und das traditionelle Schlusslied: „Verleih‘ uns Frieden gnädiglich“. „Nun mach mal, Herr! Aber flott. Der nächste Termin wartet!“

Pfarrer Stefan Bohlen, Edeweicht

Zoff am Gartenzaun

Schiedsman Franz Hölcher nimmt sich Zeit für Gespräche und hört zu

Die Äste hängen weit ins Grundstück des Nachbarn, das Herbstlaub fällt auf fremdes Terrain. Zoff am Zaun. Bevor ein solcher Streit vor Gericht landet, ist das Schiedsamt gefordert. Frieden stiften ohne Richter – das ist die Aufgabe. Franz Hölcher ist seit 2002 Schiedsman in Bakum (Landkreis Vechta). Das Amt hat er traditionsgemäß übernommen, nachdem er ehrenamtlicher Bürgermeister wurde. Seither hat er sich um knapp 20 Fälle gekümmert.

Franz Hölcher (62) ist kein Jurist, sondern Landwirt mit gesundem Menschenverstand. Fachliches Basiswissen bekam er als frisch gewählter Schiedsman drei Tage lang in Lüneburg vermittelt.

„Schließlich muss ich das Nachbarrecht kennen.“ So darf man durchaus Äpfel behalten, die vom Baum des Nachbarn in den eigenen Garten fallen. Pflücken darf man sie aber nicht – selbst wenn sie über den Zaun wachsen.

Und genau solche Konflikte um Gärten und Grenzen sind es, um die Franz Hölcher sich kümmert. Seltener geht es auch um Mietstreitigkeiten und um Verleumdungen. „Einen wirklichen typischen Fall gibt es aber nicht.“ Auch der Weg zum Schiedsman ist nicht immer gleich. „Mal gibt das Gericht einen Fall ab, mal schickt die Polizei die streitenden Parteien zu mir.“ Aber wichtig ist Franz Hölcher, „dass zumindest einer der Beteiligten anruft und an Schlichtung interessiert ist“.

Der nächste Schritt ist dann ein Gespräch. Schiedsman Hölcher redet separat mit beiden Parteien, bevor er ein gemeinsames Treffen im Rathaus vorschlägt. „Dabei lege ich Wert darauf, dass beide Seiten mit je gleich vielen Teilnehmenden vertreten sind – und am liebsten ohne Rechtsbeistand.“ Trotz aller Geduld und Mühe: Längst nicht jeder Streit

lasse sich schlichten. „Dann empfehle ich einen professionellen Mediator oder den Gang zum Gericht.“ „Das Wichtigste sind die Vorgespräche“, hat Franz Hölcher gelernt. „Da muss man sich Zeit nehmen fürs Zuhören und die Leute spüren lassen, dass man sie ernst nimmt.“ Und was er immer wieder betont: „Ich bin Schiedsman, kein Schiedsrichter.“ Er fälle kein Urteil. Sein Ziel sei es, „die Parteien zusammenzuführen“.

Zum Beispiel den Bauern und den Lehrer, die wegen eines Grenzstreits zu ihm kamen. Zur Begrüßung im Rathaus nahm der Landwirt ganz stur die ausgestreckte Hand seines Gegners nicht an, nach dem einstündigen Gespräch schlug

er aber ein. „So wünsche ich mir das“, gibt Hölcher zu.

Sieht er es als Vorteil oder als Nachteil an, dass er im 6.000-Seelen-Ort Bakum die Beteiligten an Streitigkeiten oft kennt? „Es ist sicher gut, zumindest die Mentalität der Leute zu kennen.“ Dass aber jemand sein Bekanntheit mit Franz Hölcher ausnutzen möchte, habe der Schiedsman noch nicht erlebt. Andererseits steht bei Bedarf auch ein Stellvertreter zu Verfügung, falls eine mögliche Befangenheit droht.

Kann ein Schiedsman Frieden stiften? Ja, sagt Hölcher, „diesen Ehrgeiz habe ich schon“. Nach einem Streit „müssen die Nachbarn ja nicht zusammen in Urlaub fahren, aber auf dem Treppensatz sollten sie sich zumindest grüßen“. Was heißt das für den Weltfrieden? „Der ist natürlich wünschenswert – aber dafür sind die Güter zu ungerecht verteilt.“ Obwohl Ban Ki-moon als UN-Generalsekretär „auch ein bisschen Schiedsman“ sei. „Aber das Schlichten von Glaubenskriegen ist kaum möglich.“

Uwe Haring

**„Ich bin Schiedsman,
kein Schiedsrichter.“**



Schiedsman Franz Hölcher setzt auf die Kraft des Gesprächs.



Die Hecke wuchert in den Gehweg, was Passanten und Nachbarn nervt.

Gerechtigkeit schaffen

Das Ökumenische Zentrum in Oldenburg setzt sich für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft ein



Pastor Gerd Pöppelmeier

„Es ist genug für alle da“, sagt Pfarrer Gerd Pöppelmeier, doch seien die Ressourcen ungleich verteilt. Der Gemeindepfarrer aus Sande/Friesland ist Vorstandsvorsitzender und Mitgründer des Ökumenischen Zentrums Oldenburg (ÖZO) und beschäftigt sich intensiv mit fairem Handel und Gerechtigkeit. „Der Markt bietet viele Produkte auf Kosten anderer Menschen an. Das deutlich zu machen, ist unsere Aufgabe“, erklärt der Experte.



Kundin Inka Nienstermann im Laden des Ökumenischen Zentrums

Er blickt zurück auf die 1980er Jahre, die Friedensbewegung und den konziliaren Prozess von Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Im Jahr 1997 gründete Pöppelmeier gemeinsam mit Christa Meyer und Barbara Löbner das Ökumenische Zentrum, um Bildungsarbeit und die Weltladenarbeit rechtsfähig zu machen. Sie mieteten Räume und stellten hauptamtliche Mitarbeitende ein.



Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen Elke Wagner und Erika Luhmann

„Der Eine Welt-Gedanke ist tragend, die Bewahrung der Schöpfung steht im Fokus. Die Kombination von Weltladenarbeit und Bildungsarbeit ist das Konzept. Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung gehören zusammen. Wir wollen kleine Schritte auf dem Weg zu einer wirklichen Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft gehen“, sagt Pöppelmeier.

Daher stünden regelmäßig entwicklungspolitische Themen im Fokus. „Wir leben im Fleischgürtel von Niedersachsen, daher ist dies ein Schwerpunktthema. Am Beispiel von Kleinbauern in Lateinamerika, deren Felder genutzt werden, um Soja für unsere Tierproduktion anzubauen, wird deutlich, dass wir auf Kosten von anderen Menschen leben.“

Der Verein organisiere Vorträge, Workshops, Seminare und Fachkolloquien, erläutert der Vorsitzende. „Dialog findet statt, zum Beispiel mit den Landwirten im Oldenburger Land zum Thema Milch und Fleischproduktion im Spannungsfeld zwischen weltweiter Vermark-

tung und den entwicklungspolitischen Konsequenzen.“

Unter dem Motto „Niedersachsen entwickeln“ startete 2014 in Niedersachsen das Eine-Welt-PromotorInnen-Programm. Eine der Projektstellen ist im ÖZO angesiedelt. Die Aufgaben der Umweltwissenschaftlerin Ilka Wäsche sind vielfältig: beispielsweise Aktionen und Kampagnen zu entwickeln, Impulse für politische Entscheidungsprozesse zu geben und letztendlich eine größere Präsenzentwicklung politischer Themen in der regionalen Öffentlichkeit zu erreichen.

Neben der Bildungsarbeit ist das zweite Standbein nach außen deutlich sichtbar: der Weltladen in der Oldenburger Innenstadt, Kleine Kirchenstraße 12. Nach der Devise „nicht Masse, sondern Klasse“ werden dort Produkte des fairen Handels angeboten: Kunsthandwerk, Gebrauchswaren, Spielwaren und Musikinstrumente.

Ein gern gekauftes Produkt ist Kaffee in verschiedenen Varianten. Die überwiegende Zahl der Kaffees stammt aus biologischem Anbau. „Kaffee ist ein Produkt zur Bildungsarbeit, wir erklären, warum Kaffee bei uns ein bisschen teurer ist und dadurch den Produzenten zu einem besseren Leben mit Bildung und medizinischer Versorgung hilft“, so Pöppelmeier.

Der Vorstand wie auch etwa 20 Mitarbeitende im Ladengeschäft setzten sich ehrenamtlich ein. „Wir wollen auch die nächste Generation ansprechen und suchen interessierte Menschen, die sich für eine faire Welt einsetzen wollen. Wir sind herausgefordert, unsere Gier zu überwinden, weil das auf Kosten anderer geht. Wir brauchen viele kleine Schritte zu mehr Gerechtigkeit“, betont Pöppelmeier.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.weltladen-oldenburg.de

Bärbel Romey



ÖZO – das neue Logo im Schaufenster weckt Aufmerksamkeit.



Wenn zwei sich streiten

Einrichtungen stellen ihre Projekte und Angebote zu Streitschlichtung sowie Gewaltfreier Kommunikation vor

Martin-Luther-Kindergarten in Goldenstedt

Lotte ist den Tränen nahe. Die anderen Kinder lassen sie nicht mitspielen. Was nun? Diese und ähnliche Situationen erleben die Erzieherinnen und Erzieher im evangelischen Martin-Luther-Kindergarten in Goldenstedt fast täglich. Wenn möglich, ermutigen sie ihre Schützlinge, selbst zu einer Lösung zu kommen. „Gerade bei den Älteren klappt das schon ganz gut“, berichtet Kindergartenleiterin Birgit Hartmann. So wie bei der fünfjährigen Lotte (Name von der Redaktion geändert). Sie erzählt ihren Spielkameraden einfach, wie sie sich fühlt. Und darf nun doch mitmachen.

Schon früh sprechen Birgit Hartmann und ihr Team mit den Kindern über Emotionen. In einer Erzählrunde am Montag berichten die Kleinen, was sie am Wochenende erlebt und wie sie sich dabei gefühlt haben. Jeden Tag gibt es einen Mittagskreis, in dem sie über das am Vormittag Erlebte, ihre Gefühle oder über Konflikte reden können. „Damit wollen wir die Kinder in ihrem Sozialverhalten fördern“, sagt die Kindergartenleiterin.

Vor allem der Übergang vom Kindergarten in die Schule ist für die Kinder mit enormen Anforderungen verbunden. Sie müssen sich in den Klassenverband einfügen, neue Regeln lernen und zugleich steigende Ansprüche erfüllen. Birgit Hartmann weiß: Sozial-emotionale Kompetenzen erleichtern den Start und gelten als wesentliche Voraussetzung für den späteren Schulerfolg.

An dieser Stelle setzt das Programm „Lubo aus dem All“ an. Immer wieder erlebt der kleine Außerirdische in seinen Geschichten Situationen, die auch die Kinder gut kennen. Manchmal passieren Missverständnisse, manchmal ist Lubo wütend oder traurig. Wie wird Lubo, wie wird das Kind mit solchen Gefühlen fertig – insbesondere im Kontakt mit anderen?

Zu jung sollten die Teilnehmenden nicht sein. „Erst im Vorschulalter beginnen Kinder, Empathie zu entwickeln“, erklärt Birgit Hartmann. Sie und ihr Team setzten das Programm vor gut drei Jahren selbst um – und waren begeistert. Noch Monate später hätten die sieben Teilnehmenden von Lubo erzählt und sogar die Jüngeren für das Projekt interessiert, erinnert sich die Kindergartenleiterin. In Konfliktsituationen fiel dann schnell die Frage: Was würde Lubo jetzt wohl machen?

„Der Aufwand lohnt sich“, sagt Birgit Hartmann heute. Gerne würde die Heilpädagogin solche Projekte regelmäßiger durchführen. Doch dafür fehlt derzeit das Personal. Dabei, sagt sie, werde der Alltag immer komplexer, sozial-emotionale Kompetenzen damit zunehmend wichtiger. Auch für die Jüngsten. „Wir können hier im Kindergarten allerdings noch so viel machen – wenn das zu Hause ganz anders läuft, ist keinem geholfen“, plädiert sie für eine intensive Zusammenarbeit zwischen Eltern und Erzieherinnen sowie Erziehern.

„Erziehung kostet Kraft, Mut und Geduld“, betont die Heilpädagogin. Regeln seien wichtig, auch für einen harmonischen Familienalltag. Es mache durchaus Sinn, sagt sie, den Nachwuchs beim Aufstellen der Regeln einzubeziehen. Aus einem „Ich habe dir schon tausendmal gesagt“ könne so ein „Wir haben uns doch darauf geeinigt“ werden.

Kinder brauchen Orientierung

Es ist eine Situation, die wohl die meisten Eltern kennen. Statt sich anzuziehen, spielt der Nachwuchs lieber weiter – obwohl ein wichtiger Termin ansteht. „Kinder machen das nicht, um ihre Eltern zu ärgern“, erklärt Annette Böhnig. Vielmehr unterscheidet sich bei einem Kind das Zeitgefühl noch sehr von dem eines Erwachsenen.



So einträchtig geht es nicht immer im Kindergarten zu. Bei Konflikten werden die Kinder dazu ermutigt, selbst eine Lösung zu finden.



Kindergartenleiterin Birgit Hartmann hat mit dem Programm „Lubo aus dem All“ gute Erfahrungen gemacht.



In dem Kurs „Handwerkszeug für Eltern“ geht es unter anderem um konstruktive Konfliktlösung.



Annette Böhnig, Stellvertretende Leiterin der Familien-Bildungsstätte, betreut den Bildungsbereich Eltern-Kind.

Doch wie können Mütter oder Väter an dieser Stelle verständliche Grenzen setzen? Was brauchen die Kinder?

Nein, Patentrezepte gebe es nicht. Das stellt Annette Böhnig gleich klar. Aber: Der Kurs „Handwerkszeug für Eltern“ unterstütze Mütter und Väter dabei herausfinden, was ihnen persönlich hilft. Um bei einem Streit mit dem eigenen Kind nicht gleich loszubrüllen. Um gelassen zu bleiben – selbst wenn die Nerven blank liegen. „Das Gute an dem Handwerkszeug ist, dass es alle zu Hause ausprobieren und dann die Ergebnisse in die Gruppe zurücktragen können.“ Indem sie sich austauschen, finden die Teilnehmenden oft Lösungsansätze, auf die sie allein nicht gekommen wären.



Cornelia Timm ist zertifizierte Trainerin für Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg

Zweimal im Jahr bietet die Ev. Familien-Bildungsstätte Delmenhorst/Oldenburg Land den Kurs an. Für die Teilnehmenden sei es eine positive Erfahrung, andere Eltern zu treffen. Und zu merken, dass sie mit ihren Problemen nicht allein sind. „Nach den acht gemeinsamen Terminen wünschen sie sich in der Regel noch mehr Zeit“, erzählt die stellvertretende Leiterin der Einrichtung in Delmenhorst. Rund ein Drittel der insgesamt zehn Teilnehmenden sind inzwischen Männer. Tendenz steigend. „Ich glaube schon, dass sich Väter heute mehr für Erziehung interessieren und sich mehr Zeit für ihre Kinder nehmen wollen“, sagt Annette Böhnig.

Kinder fordern heraus, betont sie. Erkunden ihre Grenzen. „Sie wollen ein aufrichtiges Gegenüber haben, wollen gesehen werden.“ Um ihnen positive Aufmerksamkeit zu geben, brauche es eine gewisse Gelassenheit, ein erwachsenes Verhalten. Dazu gehöre auch, aktiv zuzuhören. Den anderen ausreden zu lassen, Empathie zu zeigen und offene Fragen zu stellen. Nicht gleich loszuschimpfen, wenn das Kind nach der Schule seine Tasche in die Ecke wirft. Sondern einen Schritt zurückzugehen und sich klar zu machen: Da stimmt gerade etwas nicht.

Den Eltern müsse bewusst sein, dass sie die Erwachsenen sind und entsprechend Verantwortung übernehmen. „Denn Kinder“, sagt Annette Böhnig, „brauchen Orientierung.“ Wenn möglich,

stimmt sie mit Birgit Hartmann überein, sollte der Nachwuchs beim Aufstellen der Regeln einbezogen werden. „Oft haben die Kinder selbst die besten Ideen.“

Der nächste Kurs startet im Februar. Dann soll erstmals auch ein Workshop für Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg in Delmenhorst durchgeführt werden. Eine Methode, mit der sich Cornelia Timm bereits seit 15 Jahren beschäftigt.

Verbindung aufnehmen

Wird sie nach einem Tipp gefragt, rät Cornelia Timm dazu, im Alltag einmal innezuhalten. Sich zu fragen: „Was ist gerade deine Sehnsucht?“ Es könne unheimlich gut tun, sagt sie, sich selbst mit dieser Sehnsucht zu akzeptieren.

Auch ihre Seminare zur Gewaltfreien Kommunikation (GFK) nach Marshall B. Rosenberg beginnt sie oft mit dieser Frage. Ab Februar 2016 bietet die Evangelische Erwachsenenbildung (EEB) Oldenburg zum zweiten Mal in Zusammenarbeit mit ihr und ihrem Mann Kurt Südmersen eine berufsbegleitende Basisausbildung an. Ein mehrtägiges Vertiefungsseminar auf Langeoog folgt im September.

Die gute Partnerschaft zwischen der EEB Oldenburg und dem von dem Ehepaar gegründeten Orca-Institut für Konfliktmanagement und Training in Bad Oeynhausens besteht schon länger. Jahrelang führten sie gemeinsam Mediationskurse durch – damals schon auf Basis der GFK. Die Nachfrage nach einem speziellen Seminar zu Rosenbergs Methode sei dann immer größer geworden, erinnert sich Barbara Heinzerling, Leiterin der EEB Oldenburg. Der erste Kurs war entsprechend voll besetzt. Und auch für das kommende Seminar liegen schon viele Anmeldungen vor.

Alle, die Lust haben, könnten teilnehmen, betont Cornelia Timm. Es sei faszinierend zu sehen, wie die Grenzen zwischen Alter und Beruf sich im Verlauf der Seminare immer weiter auflösen. Wie eng die Teilnehmenden teils in kurzer Zeit zusammenwachsen. „Da umarmen sich nach einer Übung Menschen, die sich erst am Morgen zum ersten Mal



Der nächste Kurs startet im Februar.



begegnet sind“, berichtet die zertifizierte Trainerin für GFK.

Manche, die zum ersten Mal mit der Methode in Berührung kommen, seien jedoch zunächst skeptisch. So wie sie selbst vor rund 15 Jahren. „Ich habe erst einmal gar nichts kapiert“, erinnert sie sich an ihr erstes Wochenseminar. Später wurde ihr klar: Sie war zu pragmatisch, zu „verkopft“ an die Sache herangegangen. „Erst nach drei Tagen merkte ich, dass es hier um mich, um meine Bedürfnisse geht.“

Die GFK nach Rosenberg sei keine Technik, macht sie deutlich, sondern eine Haltung. Vier Schritte geben der Methode Struktur und sollen helfen, von anderen besser verstanden zu werden und selbst andere besser zu verstehen: Beobachtung, Gefühl, Bedürfnis, Bitte. Marshall B. Rosenberg hat das Modell selbst folgendermaßen zusammengefasst: „Wenn a, dann fühle ich mich b, weil ich c brauche. Deshalb möchte ich jetzt gerne d.“

„Das Besondere an der Methode ist, dass ich mit mir in Verbindung komme“, erklärt Cornelia Timm. Früher habe sie nur funktioniert, ihre Meinung lieber für sich behalten. Harmonie habe für sie bedeutet, dass die anderen zufrieden seien. „Durch die GFK lernte ich das erste Mal wirklich, dass ich eine Person bin, die etwas möchte, die Sehnsüchte und Abneigungen hat.“ Dadurch könne sie auch in Konfliktsituationen anderen gegenüber authentischer sein – ohne zu verletzen. „Ich kriege so viel, wenn ich mit anderen kooperiere, statt sie zu unterdrücken oder zu manipulieren.“

Sie habe oft bedauert, die Methode nicht früher gekannt zu haben, gibt die ehemalige Lehrerin zu. Mit der GFK, ist sie heute überzeugt, wäre es ihr damals besser gelungen, auch zu den weniger kooperativen Schülerinnen und Schülern einen Zugang zu finden. Sie sei daher froh, inzwischen viel mit Lehrerinnen und Lehrern zusammenarbeiten zu können. „Die tragen nun in die Schule, was ich früher nicht in die Schule tragen konnte“, sagt sie.

Schüler werden Streitschlichter

Voll ist der Streitschlichterraum in der Cloppenburg Paul-Gerhardt-Schule

geworden. Was an einem anderen Tag vielleicht Anlass zur Besorgnis wäre, ist heute ein gutes Zeichen. Denn an diesem Vormittag sollen hier keine Streitereien beigelegt, sondern die neuen Streitschlichter in ihre künftige Aufgabe eingeführt werden.

14 Kandidatinnen und Kandidaten sind in diesem Jahr zusammengekommen. Eine der größten Gruppen, seit die damalige Beratungslehrerin Maike Gradhandt das Projekt im Schuljahr 2008/2009 gemeinsam mit einer Sozialpädagogin ins Leben rief. Lehrerin Katja Ponsch ist begeistert und zugleich ein bisschen erschrocken: „Wir passen ja gar nicht mehr in unseren Raum.“

Seit fünf Jahren betreut die Lehrerin das Projekt. Aktuell wird sie dabei von Andrea Hinrichsmeyer unterstützt. Die Schulsozialarbeiterin ist beinahe ebenso gespannt wie die Schulkinder selbst. Immerhin steigt auch sie in diesem Schuljahr ganz neu in das Projekt ein. „Ich bin sehr dafür, Kindern Verantwortung zu übertragen, die sie tragen können. Dabei lernen sie unheimlich viel“, schwärmt sie.

Von ihrem Auftrag haben die Neulinge auf jeden Fall schon jetzt eine ziemlich gute Vorstellung. „Wenn jemand einen Streit hat, dann muss man den Streit lösen“, erklärt Drittklässlerin Julia. Wie das geht, lernen die Kinder in den nächsten Wochen – anhand von Rollenspielen, Spielen zur Förderung des Selbstwertgefühls und Kommunikationsübungen. Einmal pro Woche treffen sie sich dafür wieder hier im Streitschlichterraum.

Gleichzeitig laufen sie bereits mit den sieben „alten Hasen“ mit. Mit Viertklässler Nisse zum Beispiel, der schon seit einem Jahr Streitschlichter ist. „Als Streitschlichter musst du unparteiisch sein“, gibt er den Neuen gleich einen wichtigen Tipp. Und zwar auch dann, wenn der beste Freund in den Streit verwickelt ist. Für die Kinder sei das oft eine besondere Herausforderung, weiß Schulleiterin Hanna Weyrauch.

Welche ihrer Mitschülerinnen und Mitschüler aktuell als Streitschlichter unterwegs sind, erkennen die übrigen Kinder



Lehrerin Katja Ponsch (rechts) und Schulsozialarbeiterin Andrea Hinrichsmeyer wählen aus 14 Kandidaten die künftigen Streitschlichter aus.



Schulsozialarbeiterin Andrea Hinrichsmeyer begleitet das Projekt zum ersten Mal.



Schulleiterin Hanna Weyrauch ist überzeugt, dass die Streitschlichter wichtige Grundlagen für ihr späteres Leben lernen.



Andrea Jeromin ist Leiterin der Beratungsstelle in Wilhelmshaven.



Droht ein Streit zu eskalieren, sollte er abgebrochen werden.



Neben Wilhelmshaven hat die Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen noch Standorte in Delmenhorst und Oldenburg.

am ausgehängten Dienstplan. Und an der neongelben Weste, die alle von ihnen trägt. „Die Kinder gehen mit ihren Problemen direkt zu den Streitschlichtern“, erklärt Schulleiterin Weyrauch. Lehrkräfte greifen nur im Notfall ein.

Gewisse soziale Fähigkeiten müssen die Kandidaten deshalb schon mitbringen. Teamfähigkeit und Einfühlungsvermögen zum Beispiel. Und natürlich Durchsetzungsfähigkeit. „Der muss laut sprechen können“, meint auch Schülerin Xenia.

Wie sie wurden alle 14 potenziellen Streitschlichterinnen und -schlichter zunächst von ihren Klassenlehrerinnen und Klassenlehrern vorgeschlagen. Im Rahmen des erstens Treffens wählen dann Katja Ponsch und die zuständige Sozialarbeiterin diejenigen aus, die sie ausbilden werden. Von den 14 Schülerinnen und Schülern bleiben nach dem heutigen Einführungstermin zwölf übrig. Für sie wird es jetzt ernst.

Glaube kann Kraft geben

Wenn zwei sich streiten, hört Andrea Jeromin genau hin. „Ich versuche erst einmal zu verstehen, worum es da eigentlich geht“, erläutert die Diplom-Psychologin. Denn oft stecke viel mehr dahinter, als es auf den ersten Blick den Anschein habe. Das kann eine alte Wunde sein, die noch Aufmerksamkeit braucht – wie ein Seitensprung. Manchmal sind Streitereien auch Zeichen einer Überlastung, die erst abgebaut werden muss.

Paare jeglichen Alters kommen durch die Tür der Wilhelmshavener Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen. Ganz junge ebenso wie solche, die bereits seit Jahrzehnten zusammen sind. Einige wollen gern noch etwas klären. Andere haben sich gar nichts mehr zu sagen. Und manche sind in heftige Streits verkettert.

Droht eine Auseinandersetzung im Alltag zu eskalieren, empfiehlt Andrea Jeromin, eine Auszeit einzulegen und zu einem späteren Zeitpunkt weiterzureden. Ein Streit könne aber auch konstruktiv sein. „Das lässt sich üben“, sagt sie. Dazu gehört, klare Ich-Botschaften zu sen-

den und die eigenen Wünsche deutlich zu äußern.

Im günstigsten Fall seien beide Partner motiviert, an der Beratung teilzunehmen, erklärt Andrea Jeromin. Steht einer von beiden dem skeptisch gegenüber, liegt es am Therapeuten, diese Person ins Boot zu holen. Die Beratenden werden es schon richten? Auch diese Einstellung hat die Leiterin der Wilhelmshavener Beratungsstelle bereits erlebt und macht deutlich: Das funktioniert nicht. „Alle drei müssen etwas tun.“

Wie lange die Therapie anschließend dauert, hängt von den Bedürfnissen des Paares und dem Grund für den Leidensdruck ab. Erst kürzlich begegnete Andrea Jeromin einem jungen Elternpaar, dem schon drei Termine genügten. Bei anderen können es auch anderthalb Jahre sein. Dazu kommt eine vorherige Wartezeit. Die Nachfrage nach Beratungen sei seit Jahren kontinuierlich hoch, berichtet sie.

Während der Therapie schaut die Diplom-Psychologin vor allem auf die Stärken der Partner. Darauf, was sie schon gemeinsam durchgestanden haben. Das kann der Tod eines Kindes sein. Oder die Arbeitslosigkeit. „Dann frage ich sie, was ihnen dabei geholfen hat.“ Denn, macht sie deutlich, das schaffe nicht jeder.

Bei einigen lautet die Antwort darauf: der Glaube. Für Gläubige könne eine seelsorgerische Betreuung eine gute Ergänzung zu der Beratung in ihrer Einrichtung sein, ist die Leiterin der Beratungsstelle überzeugt. Dort, wo es ihr sinnvoll erscheint, ermutigt sie die Paare dazu, Kontakt zu einer Pfarrerin oder einem Pfarrer aufzunehmen. Oder noch einmal den Seelsorger aufzusuchen, der sie schon früher durch eine Krise begleitet hat.

Nicht immer enden die Bemühungen mit einer Rettung der Partnerschaft. Andrea Jeromin weiß: Manchen Paaren wird durch die Paartherapie erst bewusst, dass eine Trennung der bessere Weg für sie ist.

Melanie Thiel de Gafenco



Das Ringen um Frieden im Team

In der Gemeindeberatung helfen Profis wie Birgit Jürgens bei Auseinandersetzungen in kirchlichen Teams

Ob Gemeindegemeinderat, Diakonie- oder Kita-Teams: Auch in kirchlichen Einrichtungen kann es zu Spannungen und Unfrieden kommen. Wenn die Beteiligten selbst nicht zu einer Lösung finden können, werden Gemeindeberaterinnen und Gemeindeberater wie Birgit Jürgens hinzugezogen.

„Es ist doch ganz normal, dass Menschen miteinander Konflikte erleben, das gehört sozusagen zum Alltag des Menschseins dazu“, findet Birgit Jürgens. „Man liest es ja schon in der Bibel, etwa über Kain und Abel, Abraham und Lot oder Jacob und Esau. Erbschaftsstreitigkeiten kommen dort

vor; es geht um Neid, um Wut, um ganz menschliche Gefühle – und um Versöhnung und Neubeginn. Denn in Konflikten liegt immer auch das Potenzial zur Entwicklung. Konflikte können neue Wege eröffnen“, betont die hauptamtliche Gemeindeberaterin. Als solche unterstützt sie zum Beispiel Gemeindegemeinderäte dabei, Konzepte zu entwickeln, etwa wenn Pfarrstellen reduziert wurden, oder sie leitet Fortbildungen zu Themen wie Sitzungskultur und Entscheidungsfindung. Ein Teil ihrer Arbeit besteht jedoch auch darin, Konflikte in Teams zu begleiten – etwa in Gemeindegemeinderäten, Kreisjugendgruppen, Pfarrer- und Pfarrerinnenteams, Ehrenamtsrunden oder in kirchlichen Arbeitsgemeinschaften.

Probleme in den Blick bekommen

„Unser Angebot ist freiwillig, eine Anfrage verpflichtet zu nichts“, erklärt Jürgens. „Ich habe aber festgestellt, dass viele Teams ein feines Gespür dafür haben, wann sie Unterstützung von außen benötigen.“ Nach einem Vorgespräch kommt die 55-Jährige, oft mit einer Kollegin oder einem Kollegen, dann zu den Treffen dazu. „Unter Kirchenältesten entwickeln sich beispielsweise Konflikte, wenn Menschen, die ganz viel Herzblut und Zeit in diese Aufgabe stecken, mit anderen aneinan-

derrasseln, die weniger Zeit investieren und nur zu den erforderlichen Sitzungen erscheinen“, beschreibt sie ein mögliches Problem. „Die einen spendieren der Kirche also viel Engagement, gehen vielleicht noch jeden Sonntag in den Gottesdienst, aber andere tun das eben nicht.“ Dass dann Missstimmungen aufkommen, erlebt die Gemeindeberaterin öfter. „Zuerst wird meist versucht, das Problem zu verdrängen oder es mit Harmonie zuzudecken. Gefühle werden ignoriert, schließlich will man seine Aufgabe tun.

Manche Konflikte müssen auch nicht ausgetragen werden. Es kommt aber vor, dass Einzelne irgendwann nicht

mehr zu den Sitzungen kommen, weil sie so unzufrieden sind. Wenn dann die Arbeitsfähigkeit eines Gemeindegemeinderates eingeschränkt ist, weil er aufgrund fehlender Mitglieder nicht beschlussfähig ist, muss man etwas unternehmen.“

Zur Sprache bringen, was die Menschen bewegt

Birgit Jürgens hat Erfahrung darin, Konfliktgespräche so zu moderieren, dass Probleme offen zur Sprache kommen. „Nur was ausgesprochen wird, kann bearbeitet werden. Gut zuzuhören, ist dabei sehr wichtig. So gibt man den Gesprächsteilnehmern das Gefühl, dass man sie und ihr Problem ernst nimmt und wertschätzt.“ Wie es dann weitergeht, ist immer wieder anders: „Als Gemeindeberater lösen wir die Konflikte nicht“, sagt Jürgens. „Aber wir können die Situation entspannen und dabei helfen, dass die Betroffenen lockerer mit ihrem Problem umgehen.“ Dazu werden auch schon mal Bewegungsübungen gemacht oder Perspektivenwechsel angeregt, um sich in die Positionen der anderen einzufühlen.

Lösungen müssen reifen

Um die Art eines Konflikts zu erkennen, sei es wichtig, das Problem möglichst genau in den Blick zu bekommen. Geht es

„Wer das Problem hat, hat auch die Lösung.“



Zur Person

Birgit Jürgens ist 55 Jahre alt, Mutter von zwei Kindern und lebt in Varel. Sie arbeitet seit 17 Jahren bei der Arbeitsstelle für Gemeindeberatung und Mitarbeiterschulung der oldenburgischen Kirche in Rastede. Seit fünf Jahren ist sie hauptberuflich als Gemeindeberaterin tätig. Die Verwaltungsfachangestellte und Diakonin hat dafür unter anderem eine systemische Gemeindeberatungs- und Coachingausbildung absolviert und ist Mastercoach.



Pfarrer Bernd Rieger, Leiter der Gemeindeberatung, und Diakonin Birgit Jürgens, Referentin für Kirchenältestenfortbildung, sind ein eingespieltes Team.

um die Ansprüche an die Arbeit, sodass der Einzelne sich ständig fragt, ob er auch genug tut? Oder gibt es unterschiedliche Vorstellungen darüber, was in einer Gemeinde wichtig ist und was nicht? „Es kann schwierig werden, wenn etwa eine Pfarrstelle von 100 auf 75 Prozent gekürzt wird“, so die Expertin. „Der Gemeindekirchenrat muss dann überlegen, welche Aufgaben unverzichtbar sind, was gefördert werden soll und welche Maßnahmen auslaufen können. Das zu entscheiden, ist nicht leicht.“ Hinzu komme, dass die Kirchenältesten jeweils einen anderen Hintergrund mitbringen: „Da gibt es vielleicht den Arzt, der immer wenig Zeit hat und alles schnell klären will. Oder die Chefin einer Firma, die es gewohnt ist zu bestimmen, wer welche Aufgaben erledigt.“ In der Kirche komme man so jedoch nicht weiter: „Hier dauern Entscheidungen einfach länger, denn man will viele Meinungen mitnehmen und gleichzeitig die Konsequenzen für die nächsten Jahre bedenken“, erklärt Jürgens. „Neue Kirchenälteste werden da manchmal ungeduldig.“

dass Kirchenälteste wegen Unstimmigkeiten den Gemeindekirchenrat verlassen. Dass Pfarrer oder Pfarrerinnen gehen, sei noch seltener. Zum Glück, findet Birgit Jürgens: „Denn wer geht, nimmt den Konflikt mit. Es fällt schwer, den Ärger dann einfach hinter sich zu lassen“, weiß sie auch aus eigener Erfahrung: „Was ich bei der Arbeit erlebe, kann ich nicht immer einfach so abschütteln“, gibt sie zu. Darum gebe es für die Beratenden regelmäßig Supervision, auch im Kollegenteam tausche man sich aus.

Das Ringen um Frieden im Team

Was kann man nun konkret tun, um Konflikte in Teams anzugehen? „Ich rege dazu an, sich die jeweilige Situation genau anzuschauen und durch offene Aussprachen mehr Verständnis füreinander zu entwickeln. Das fällt leichter, wenn man erkennt, was die Einzelnen bewegt und wie sie zu ihren Standpunkten kommen. Wir wollen Klärungen in Teams herbeiführen, damit die Menschen wieder zufrieden miteinander arbeiten können.“ Daher sei auch das „Aufrechnen“ von vorgeblichen Fehlern oder Fehlentscheidungen unangebracht, so die Beraterin: „Wir sind allzumal Sünder“, sagt Paulus, wir brauchen einen Blick der Barmherzigkeit. Niemand muss perfekt sein, aber wir sollten die Möglichkeiten nutzen, die wir haben, um zufrieden zu sein, allein und im Miteinander.“

Um eine solche Zufriedenheit zu erreichen, brauche es sogar Konflikte, findet Jürgens: „Nur so bleiben wir wach und merken, wie kostbar der Friede ist. Friede ist für mich allerdings nicht die Abwesenheit von Konflikten. In Konflikten liegt auch Reichtum. Sie öffnen die Augen zum Beispiel dafür, wie unterschiedlich Menschen und Positionen sind, und dass man sie alle wertschätzen kann.“ Das Ringen um Frieden – innerhalb einer Gruppe, eines Teams und auch für sie als Beraterin – sei somit immer auch ein Ausdruck von Wertschätzung. Obwohl der Weg manchmal holprig sei: „Auch wir Berater ringen hin und wieder miteinander und mit uns selbst, damit andere zu einer Lösung kommen.“ Denn: „Wer das Problem hat, hat auch die Lösung“ – das sei eine Regel, die bei jedem Konflikt gelte, sagt Birgit Jürgens.

Antje Wilken

„Wer geht, nimmt den Konflikt mit“

Nicht immer gelingt es, eine Problemsituation für alle zufriedenstellend aufzulösen. „In solchen Fällen bieten wir auch Einzelcoaching an“, sagt die Gemeindeberaterin. „Man kann dann überlegen, wie man doch eine gewisse Zufriedenheit erreicht. Sich gemeinsam weiter engagieren zu können, ist das Ziel.“ Es komme selten vor,

- PfarrerInnenteams
- Mitarbeiterunden
- Projektgruppen

Dabei sagen wir zu:

- Vertraulichkeit
- Unabhängigkeit der BeraterInnen
- maßgeschneiderte Begleitangebote

So finden wir zusammen:

- Ein Telefonat, eine Mail, ein Brief mit der Beschreibung Ihres Anliegens
- Unser Besuch vor Ort zur sorgfältigen Vorbereitung
- Vereinbarung über Inhalt, Dauer und Art der Beratung

Telefon: 04402 - 972993-0
gemeindeberatung@kirche-oldenburg.de



Gemeindeberatung

Wir unterstützen bei:

- aktuellen Herausforderungen
- Vorbereitung auf die Visitation
- Sitzungsgestaltung
- Entwicklung von Schwerpunkten
- Konfliktschlichtung
- Einstieg in neue Arbeitsfelder
- Personalwechsel in der Mitarbeiterschaft
- Bilanzierung mit Rückblick und Ausblick zur Mitte der Amtszeit

Verantwortliche Leitungsgremien:

- Gemeindekirchenräte
- Vorsitzende

Die Geschichte von „Stille Nacht“ beginnt fast genau vor 200 Stille Nacht Jahren in der kleinen Dorfkirche zu Oberndorf nahe von Salzburg. Es heißt: das altersschwache Orgelpositiv hätte wieder einmal seinen Dienst verweigert. Ausgerechnet vor den Weihnachtstagen!

Der katholische Hilfspfarrer Joseph Mohr (1792–1848) bittet seinen Organisten Franz Xaver Gruber (1787–1863), eine Melodie zu einem selbstverfassten Weihnachtsgedicht zu komponieren. Am Heiligen Abend 1818 singen Mohr und Gruber das neue Lied selbst zur Gitarre. Ein Chor beschließt jede der sechs Strophen, indem er die letzte Textzeile wie ein Echo wiederholt.

In der Zeit nach der Niederwerfung Napoleons sind die Menschen ergriffen und spüren: Dieses Lied bringt unsere Sehnsucht nach einem Frieden zum Ausdruck, der *mehr* ist als das Ergebnis diplomatischer Verhandlungen – wie zum Beispiel beim Wiener Kongress 1814/15. Es geht um *den* Frieden, den Gott in dieser heiligen Nacht allen Menschen und Völkern zuspricht, dass sie als Versöhnte wieder aufeinander zugehen können.

„Stille Nacht, heilige Nacht“ – Wie kaum ein anderes hat dieses Lied Eingang in die Herzen der Menschen gefunden. Menschen singen es auf der ganzen Welt und lassen sich von der schlichten Sprache und der einfühlsamen Melodie berühren. Eine „innere Beheimatung“ könnte man es nennen, denn wer immer dieses Lied hört oder singt, ist „zu Hause“, ist geborgen in einem Seelenfrieden, der Raum und Zeit hinter sich lässt. In über 300 Sprachen und Dialekte hat man es übersetzt. Eine „Internationale“ zur Weihnachtszeit. Und immer noch erreicht ihre weihnachtliche Botschaft „Frieden auf Erden!“ die Menschen und führt sie zusammen.

Fritz Baltruweit

aus: Engel, Stern und Weise, Lutherisches Verlagshaus 2015

Stille Nacht

Weihnachtsfrieden

Am Heiligen Abend 1914 legen englische und deutsche Soldaten an etlichen Frontabschnitten der Westfront ihre Waffen nieder und verbrüdern sich. Zunächst singen sie in den eigenen Schützengräben für sich „Stille Nacht“ – „Silent Night, Holy Night“. Dann singen alle gemeinsam. Schließlich geht man aufeinander zu und trifft sich in der Mitte des „Niemandlandes“. Zigaretten werden getauscht, Familienbilder herübergereicht. Und immer wieder: „Stille Nacht“ – „Silent Night, Holy Night“ ...

Nach den Weihnachtstagen stellen die jeweiligen Armeeführungen künftige „Verbrüderungen“ unter harte Strafe – auch und gerade an Weihnachten.



Britische und deutsche Truppenangehörige treffen sich im Ersten Weltkrieg während des inoffiziellen Weihnachtsfriedens 1914 im Niemandsland (Britische Truppen der Northumberland Hussars, 7. Infanteriedivision).



Für einen Tag Brüder: Die Fotos, aufgenommen von Grenadier Turner, zeigen Deutsche und Briten Weihnachten 1914 bei Ploegsteert.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
schlaf in himmlischer Ruh,
Schlaf in himmlischer Ruh.

Stille Nacht! Heilige Nacht!
Die der Welt Heil gebracht,
aus der Himmels goldenen Höh'n
uns der Gnade Fülle lässt seh'n
Jesum in Menschengestalt,
Jesum in Menschengestalt!
Stille Nacht! Heilige Nacht!
Wo sich heut alle Macht
väterlicher Liebe ergoss

und als Bruder huldvoll umschloss
Jesus die Völker der Welt,
Jesus die Völker der Welt!
Stille Nacht! Heilige Nacht!
Lange schon uns bedacht,
als der Herr vom Grimme befreit
in der Väter urgrauer Zeit
aller Welt Schonung verhieß,
Aller Welt Schonung verhieß!

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kundgemacht
durch der Engel Halleluja
tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter ist da,
Christ, der Retter ist da!

Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus deinem göttlichen Mund,
da uns schlägt die rettende Stund,
Christ, in deiner Geburt,
Christ, in deiner Geburt.

Text: Joseph Mohr (1816 / 1838)
Melodie: Franz Xaver Gruber (1818 / 1838)

Die kursiv gesetzten Verse finden wir weder im Evangelischen Gesangbuch noch im Gotteslob. Im Original kam die letzte Strophe gleich nach der ersten.



Von hellen Liedern und dunklen Nächten



Diese 28 Weihnachtshits kennt jeder: *Alle Jahre wieder* und *Tochter Zion* ertönen Jahr für Jahr im Radio, auf Weihnachtsmärkten und in den Kirchen, und alle singen mit.

Weniger bekannt sind die Hintergründe der Lieder aus christlichen Gesangbüchern. Wie aus einem romantischen italienischen Fischerlied ein Weihnachtslied und dann ein Welthit wurde – diese und andere Geschichten erzählen die Autoren kundig und spannend, auch Frühfassungen oder alternative Versionen sind abgedruckt.

Die originellen farbigen Cartoons von Steffen Butz stellen dabei so manche Weihnachtsidylle auf den Kopf.

Die beiliegende CD lädt zum Hören und Mitsingen ein.

Ein Lieder- und Lesebuch und das ideale Weihnachtsgeschenk für alle, die gern singen, mitsingen oder einfach nur zuhören mögen.



Fritz Baltruweit / Jürgen Schönwitz

Engel, Stern und Weise

**Geistliche Volkslieder zur Weihnachtszeit
aus acht Jahrhunderten**

Mit zahlreichen farbigen Cartoons von Steffen Butz
96 Seiten, gebunden, mit CD

€ 19,90

ISBN 978-3-7859-1195-2

